

DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

NACHRICHTENBLATT DER
VEREINIGUNG VON
FREUNDEN U. FÖRDERERN
DER JOHANN WOLFGANG
GOETHE-UNIVERSITÄT
FRANKFURT AM MAIN E. V.

6. Jahrgang — Heft 7 Preis 10 Pfg.

August 1956

Verlagsort Frankfurt a. M.

Notstand in Permanenz

Die deutsche Hochschule — und ihre Reform — ist im Begriff, nach dem latenten nun den akuten Notstand zu durchleiden. Das Gespräch, „der müde um die Arena der Hochschulreform trottende Gaul“ (Heimpel, Honnef 1955), dem man nach langem Siechtum auf der Strecke Hamburg (1948), Hinterzarten (1953) und Bad Honnef (1955) ein stilles Hinscheiden prophezeien mochte, hat eine unerwartete Spritze bekommen. Der Anstoß einer ungeahnten Kettenreaktion hieß schlicht: „Soviet Professional Man-Power“, die Untersuchung eines amerikanischen Instituts für Ost-Forschung.

„Die Russen kommen!“

Eine wahre Flut von Berichten, Essays und Betrachtungen hat sich in den letzten drei Monaten aus dieser Studie genährt. Sogar die großen Anfragen der SPD und CDU/CSU in der 148. Sitzung des 2. Deutschen Bundestages (7. Juni 1956), zehrten überwiegend von ihren Ergebnissen. Die waren für politische Siebenschläfer denn auch sensationell genug: Die Sowjetunion wird im Zeitraum von 1956—1960 vier Millionen Ingenieure ausbilden. Daß diese ahnungslosen Techniker (die laut Ratzel MdB, SPD, nach Lenin soviel wert sind wie vierzig Millionen Kommunisten), zum Anlaß für die erste umfassende Debatte von Fragen der Bildung und Erziehung im Deutschen Bundestag nötig waren, wurde offenbar von niemand im Hohen Hause beschämend empfunden. Die fehlenden 40 000 Klassenzimmer in der Bundesrepublik allein — von allem anderen zu schweigen —, die bei dieser Gelegenheit dann auch zur Sprache kamen, waren an sich wohl kein hinreichender Grund, den Bund auf das Glatteis der Kompetenzstreitigkeiten mit den Ländern zu führen.

Die Sowjet-Ingenieure aber schafften es. Ihnen verdanken wir, daß von der wirklich umfassenden Misere deutscher Wissenschaft endlich etwas durchzuschimmern begann, daß das kleine harte Wort „Notstand“ vor die gesamte deutsche Öffentlichkeit gerückt wurde. Bundestagsabgeordneter Kahn-Ackermann (SPD) erklärte vor dem Plenum:

„Ob man es gern hört oder nicht: die Zustände im Schulwesen, auf den Universitäten und in den Einrichtungen für Wissenschaft und Forschung haben sich zu einer Art nationalen NOTSTANDES ausgewachsen ...“

Das Pathos der Äußerungen sollte uns nicht täuschen. In jedem Fall müssen sich die Hochschulreformer sehr überlegen, wer ihnen als Bundesgenosse — wenn schon besichert — auch dienlich ist, wenn zum Beispiel der „unentrinnbare Untergang des Abendlandes“ dräuend bemüht wird von jemand, der meint, wir müßten mehr Ingenieure haben (Bender MdB, CDU/CSU).

Wie problematisch die Tendenz ist, die sich hier für die Hochschule und ihre Reform abzuzeichnen beginnt und die im Extrem zu einem neuen Technokraten-Rummel werden kann, sagte uns niemand Berufener als der Nobelpreisträger Professor Otto Hahn, Präsident der Max-Planck-Gesellschaft, am 13. Juni bei der Eröffnung der Hauptversammlung dieser Gesellschaft:

„Die experimentelle Wissenschaft ist teuer geworden, sie ist uns auch teuer. Aber wie steht es mit der Geisteswissenschaft? Sie ist viel billiger, aber auch sie sollte uns teuer sein.“

Das Geld und der Geist

Hier gebührt nun der Zeitschrift DIE GEGENWART das Verdienst, die Diskussion neu eröffnet zu haben. Magnifizenz Helmut Coing, der Präsident der Westdeutschen Rektorenkonferenz, meldete dort im 2. Juni-Heft die finanziellen Ansprüche des Hochschulwesens an. Am augenfälligen Zustand der Naturwissenschaften exemplifizierte er auf das Ganze:

„Die Höhe des finanziellen Bedarfs ist schwer zu schätzen, aber man wird an Zahlen wie etwa 200 Millionen DM Mehraufwendungen pro Jahr denken müssen.“

Positiv, wenn auch nicht unter jedem Gesichtswinkel glücklich, war die Reaktion von Professor Karl Jaspers in der folgenden Nummer. Negativ gesehen verleitet sein Bei-

trag, wider die Absicht des Autors („... läßt es unverantwortlich erscheinen, die Dinge weiter treiben zu lassen ...“) zu dem Schluß, hier würde wieder nur ein Formal-Alibi für das Nichts-Tun fabriziert, das schon einmal, im Jahre 1948, die Reform im Trommelfeuer der Spitzfindigkeiten verenden ließ. Nach Jaspers wird die Reform bis zur Aufhebung des Amtsgeheimnisses für die Professoren vertagt. Und das kommt so: Jaspers sagt, alles schöne Geld sei zu nichts nütze ohne Programm, die Besinnung, den Geist, der sich ja wohl zugebenerweise nicht organisieren läßt. Für die faire Auseinandersetzung des Geistes (der Hochschule) mit der Macht (des Staates) hält er den Schritt des Geistes in die Öffentlichkeit für unerlässlich. Dieser Schritt aber erfordert — nach Jaspers — die Aufhebung des Amtsgeheimnisses für Professoren. Wir meinen, sie haben auch so die Verpflichtung, alles Erforderliche in Öffentlichkeit zu sagen und zwar vorzugsweise an die richtige Adresse. Oder sollen wir die Reform wieder vertagen?

Der niedrigste gemeinsame Nenner

Unsere Antwort heißt: NEIN. Selten haben wir eine so glückliche Kombination von Faktoren in der Hochschulpolitik erlebt wie heute, wenn diese auch noch so viel Risiko bergen. Durch einen „Zufall“ ist Bildung und Wissenschaft hochaktiv und hochpolitisch geworden. Die ganze öffentliche Meinung ist wacher und aufnahmebereiter als jemals seit 1948. Das kommende Jahr ist das Jahr der Wahl des 3. Deutschen Bundestages. Alle politischen Parteien sind (Fortsetzung auf Seite 9)



Da es noch andere Ferienzele gibt, als die hier angepriesenen, dürfen wir unseren Lesern getrost schöne Ferien wünschen.
Die Redaktion

Die Mahnung des 20. Juli

Ein ehemaliger Staatssekretär des Dritten Reiches schrieb vor Jahren ein Buch mit dem Titel: „So schnell schlägt Deutschlands Herz!“ Der deutsche Staat passierte Revue von Wilhelm über Hindenburg zu Hitler. Dieses Buch müßte fortgesetzt werden unter der Devise: „Von der Währungsreform über die europäische Illusion zur allgemeinen Wehrpflicht!“ Es wäre die Geschichte der Bundesrepublik, ihrer führenden Politiker und die Geschichte der deutschen öffentlichen Meinung. In einer solchen Abhandlung würde sich wahrscheinlich kein Wort finden, das Auskunft gibt über den Nachhall, den der Aufstand der Elite des deutschen Volkes am 20. Juli 1944 gegen die Diktatur im Gewissen der Deutschen gefunden hat. Ist uns die Bedeutung jenes Tages, der sich nun zum zwölftenmal jährt, überhaupt noch geläufig? Oder kennen wir nur noch das Datum, als eines unter vielen mehr oder weniger bedeutungslosen, der jüngsten deutschen Geschichte?

Hat die deutsche Publizistik der Nachkriegszeit sich dieses Ereignisses in gebührender Form angenommen? Einige Gedanken darüber sind am zwölften Jahrestag wohl erlaubt. Unmittelbaren Anstoß dazu gab eine Rede Eugen Kogons vor Frankfurter Studenten.

Kaum eine Persönlichkeit aus der politischen Führungsschicht des deutschen Volkes verkörpert den Stimmungswandel im Nachkriegsdeutschland, der immer auch ein Meinungswandel, also politisch gestaltende Kraft ist, so sinnfällig und so aufrichtig, wie Eugen Kogon. Was bedeutet uns Kogon in der Erinnerung an 1945. Er ist der Verfasser des Buches „Der SS-Staat“, das für lange Zeit das einzige formulierte Zeugnis des inneren, aktiven Widerstandes gegen den Nationalsozialismus war und heute das Standardwerk der Widerstandsliteratur ist. Soweit sind wir schon von unserer Vergangenheit abgerückt! Sie befindet sich im Niemandsland zwischen der Aktualität und der Geschichte, wie sie der konventionelle Historiker versteht. Sie ist uns entrückt, obwohl wir uns heute, weniger denn je, darüber klar werden können, ob sie jemals einen heilsamen Einfluß auf das Volk ausgeübt hat.

Wieso konnte es dazu kommen? Wurde die deutsche Jugend jemals dazu angehalten, sich mit der deutschen Vergangenheit zu konfrontieren? Ohne Zweifel vollendete der Verfasser des „SS-Staates“, als er sich zum Sprecher des europäischen Gedankens in Deutschland machte, den radikalen Bruch der Elite der deutschen Jugend mit der deutschen Vergangenheit. Wenn wir heute die europäische Bewegung auch unter diesem Gesichtspunkt beurteilen müssen, geschieht das nicht so sehr, um einen Vorwurf

gegen Eugen Kogon zu konstruieren, sondern lediglich um die Tatsache festzustellen, daß die These vom Ende der nationalen Idee in Europa eine falsche Spekulation war. Heute, da wir wohl oder übel gezwungen sind, unser politisches Denken wieder hauptsächlich am nationalen Gedanken zu orientieren, müssen wir feststellen, daß viele wertvolle Jahre nutzlos verstrichen sind, nutzlos deswegen, weil sie Gelegenheit zu einem behutsamen Zurückfinden zum nationalen Ich gegeben hätten. In den Tagen der Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht steht die Jugend um eine weitere Hoffnung — die europäische — betrogen, unvorbereitet, aber unmittelbarer denn je, vor der Auseinandersetzung mit dem Staat, der als einziger befugt und moralisch in der Lage ist, die Tradition der deutschen Nation weiterzuführen.

Kann die Bundesrepublik dieser Pflicht genügen, wenn die Ohren taub sind für das, was man guten Sinnes als deutsch zu bezeichnen pflegte? Kann man noch national sein, Begriffe wie Ehre, Freiheit, Vaterland als wertvoll und für sich verbindlich anerkennen, wenn der großen Mehrheit der jungen Menschen unseres Volkes nur ihre Verzerrungen bekannt sind? Die deutsche Geschichte hat nicht viele Beispiele, die ohne weiteres für die Erneuerung des Staatsbewußtseins tauglich sind. Unter den wenigen, die es überhaupt gibt, ist aber das, welches uns zeitlich am nächsten liegt, das vom 20. Juli 1944, am wenigsten geläufig. Die paar deutschen Publizisten, die in der Lage gewesen wären, und das moralische Recht für sich hätten in Anspruch nehmen können, das Vermächtnis von Männern wie Stauffenberg, Beck und Moltke in die Sprache zu übersetzen, die jedem verständlich ist, haben sich dieser Aufgabe versagt, wahrscheinlich deswegen, weil sie das politische Risiko scheuten. Wäre auch nur ein Teil der Energie, die für das Ausweichen vor der Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte, teils in europäischer Richtung, teils in das Wirtschaftswunder, für ein anständiges und ehrliches Wort für die siebentausend Opfer des SD verwendet worden, wären wir heute, da die Freiwilligen schon wieder unter den Fahnen stehen und die Wehrpflichtigen in wenigen Wochen nachfolgen werden, einer großen Sorge enthoben. Daß deutsche Publizisten vom Range Eugen Kogons dieser gewiß nicht einfachen Aufgabe gewachsen sind, dafür spricht Inhalt und Form seines Vortrages im Frankfurter Studentenhäus. Allerdings ist die Zeit, die uns zum Nachholen des Versäumnisses bleibt, knapp bemessen. Würden wir diesen selbstverschuldeten Umstand aber zur Begründung weiteren Zögerns verwenden, würde uns die volle Verantwortung für alle Folgen zufallen.

Oscar Strobel

Man sagt in Bonn...

Bonn hat einen großen Tag hinter sich. Das Datum des 6. Juli 1956, der Tag, an dem der Deutsche Bundestag die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht beschloß, wird in die Geschichte eingehen.

Unser Volk hat viele schlechte Erfahrungen mit „historischen Entscheidungen“ gemacht. Waren es an jenem Freitag im Bundestag die knapp 18 Stunden hindurch nahezu vollständig besetzten Reihen der Abgeordnetenbänke, das erregte, wogende Heer der Pressevertreter auf der Pressetribüne, die bis früh 1/24 Uhr dicht von jungen Leuten besetzte Publikumstribüne, die ununterbrochene, 18stündige Anwesenheit des alten Bundeskanzlers, das Surren der Fernseh- und Wochenschaukameras — oder war es das Schlagen der Gewissen und Herzen, das man in Augenblicken, in denen die Luft vor Spannung zu knistern schien, bis hinauf zur Pressetribüne zu vernehmen glaubte? Man mag es bedauern, daß es in dem schlechthin deutschen Anliegen der Wiedervereinigung, oder richtiger gesagt, in der Methode, die Wiedervereinigung zu erreichen, eine sozialdemokratische und eine christlich-demokratische Auffassung gibt, was wiederum zur Folge hat, daß es auch zwei Ansichten zur Aufrüstung und zur Wehrpflicht gibt, je nachdem, ob man die Aufrüstung für die Wiedervereinigung dienlich oder abträglich hält. Ihre Ursache hat die Spaltung des deutschen Gewissens doch aber darin, daß es auch zwei plausible Wege zur deutschen Einheit gibt: den Weg des gemeinsamen Handelns mit dem Westen, den Weg Adenauers, und den Weg des Verhandeln mit Moskau, den Weg Ollenhauers.

Für die SPD erklärte Fritz Erler, der Wehrfachmann der Partei, er halte die Wehrpflicht und natürlich erst recht die Aufrüstung Westdeutschlands für ein schweres Hindernis auf dem Wege zu Vereinbarungen mit Moskau über die Einheit. Das nimmt ihm hier nicht jeder ab, denn es gibt nun einmal kein Beispiel dafür, daß die Sowjetunion schon einmal mit einem schwachen Partner auf faire und anständige Weise verhandelt hätte. Aber vieles von dem, was Erler

sagte, war gar nicht an die Adresse des Plenums, sondern an die des Münchner Parteitagess gerichtet.

Das andere Argument Erlers, das auch nicht neu ist, lautete, in einem großen Ost-West-Konflikt lasse sich Westdeutschland überhaupt nicht verteidigen, besonders, wenn mit atomaren Waffen gekämpft werde. Aber so ganz logisch ist das auch nicht, meinen hier viele kritische Beobachter. Kurt Kiesinger, der brillante Debattenredner der CDU, konnte ihn darauf hinweisen, daß die deutschen Verbände ja zunächst dazu ausersehen seien, den Schild der NATO-Verteidigung zu verstärken, die durch ihre umfassende Abwehrorganisation einen Angriff des Ostens von vornherein als zu riskant ausschließen soll.

Auch Erlers Argument, eine militärische Organisation, die sich auf die herkömmlichen Waffen stütze, sei im Zeitalter der Atomwaffen überholt, konnte nicht überzeugen. Kiesingers Gegenthese, daß man selbst einem Angreifer mit herkömmlichen Waffen hilflos ausgeliefert sei, wenn man überhaupt keine Waffen habe, hat mehr Logik für sich. Das müssen auch die Sowjets wissen, sonst hätten sie ihre riesigen Landheere wahrscheinlich längst aufgelöst. Auf militärstrategischem Gebiet wurden die Thesen der SPD allgemein als unterlegen und schlecht fundiert empfunden.

Aber kann man das Problem der Wehrpflicht, um das es hier ja ging, in einem zweigeteilten Lande allein unter militärstrategischen Gesichtspunkten betrachten? Ist Politik nicht mehr als das logische, mathematisch genaue Errechnen von Überlebenschancen (Siegesschancen sind ohnehin längst überholt)? Ist es nicht Zeit für unser Land, wieder wirklich Politik zu machen, gute Politik, die nicht allein Tatbestände feststellt, sondern sich auch neue Tatbestände zu schaffen bemüht?

Ziel einer guten Politik muß es darüber hinaus sein, Türen offenzuhalten, statt sie zuzuschlagen. Viele fragen sich hier, ob die Union, die Partei des Kanzlers, diese Maxime in die gesamtdeutsche Wirklichkeit zu übertragen versteht. Solche Zweifel kamen vor allem bei dem Streit um die Wehrpflicht

derjenigen Flüchtlinge aus der Sowjetzone, die drüben Eltern oder Geschwister haben. Sicher war die CDU schlecht beraten, als sie die generelle Freistellung dieser Menschen ablehnte.

Es war schon am Sonnabend morgen gegen 1/22 Uhr, als dieser Punkt zur Sprache kam. Noch einmal richtete Frau Louise Schröder, SPD, der Bürgermeister Berlins während der Blockade-Zeit, einen leidenschaftlichen Appell an die Regierungskoalition, die Tragik der Zerreißung von Familien aus Mitteldeutschland nicht noch zu vergrößern. Doch umsonst. Die Wogen leidenschaftlicher Erregung gingen nicht nur unten bei den Abgeordneten der Opposition, sondern auch bei den Presseleuten auf der Tribüne hoch, als die CDU-Abgeordnete Frau Dr. Brökelschen mit sehr unangebrachten Worten diesen Antrag ablehnte. In höchster Erregung rief der darauffolgende Redner, der BHE-Abgeordnete Dr. Gille, den Satz von der „unglaublichen Verhärtung der Herzen“ in den Saal.

Mindestens an diesem Tage hat die CDU den großen Trumpf an die Opposition abgetreten. Wußten die Führer der Union im Bundestag wirklich nicht, welche Probleme die Einführung der Wehrpflicht in Westdeutschland für die Menschen in der Zone heraufbeschwört? Wußten sie auch nicht, welche Angst die Menschen drüben vor diesem Tage hatten? Es wäre für die CDU ein Gebot der Klugheit gewesen, ihrer Opposition dieses gewichtige Argument nicht zu überlassen. Aber auch um der jungen Menschen drüben willen wäre es nötig gewesen, die Sowjetzonenflüchtlinge vom Wehrdienst freizustellen, sofern sie Eltern oder Geschwister in der Zone haben.

Die CDU hat das nicht erkannt. Die nächtlichen Worte im Bundestag werden jetzt mit ihrem ganzen Gewicht die Entwicklung der nächsten Monate mitbeeinflussen. Die nächste Wahl gewinnt nicht, wer die besten konjunkturellen Perspektiven eröffnen kann, sondern wer am gesamtdeutschen Gefühl und gehandelt hat.

Als der Morgen schon graute und Abgeordnete und Journalisten aus dem Plenarsaal strömten, sagte irgend jemand: „In dieser Nacht hat die CDU die Wahl 1957 verloren.“

Bgt.

...und in Deutschlands Hauptstadt

Mit einer beispiellosen Unverfrorenheit hatte der Erste Sekretär des ZK der SED, Walter Ulbricht, sich kurz nach dem XX. Parteitag der KPdSU über den Stalinkult und die dogmatische Hörigkeit der Jugend in Mitteldeutschland mokiert. Auf diese Äußerungen hatten junge SED-Leute und FDJ-Mitglieder mit einer so unbekümmerten und empörten Schärfe geantwortet, daß Ulbricht die eigene Verantwortlichkeit dafür nicht mehr leugnen konnte: vor wenigen Tagen mußte er den Rückzug antreten. In einer Rede vor dem Parteikollegium der Ostberliner Humboldt-Universität sprach er von „Mißverständnissen mit der Jugend“, ehe er fortfuhr: „Wir haben ausdrücklich erklärt, daß das ZK der SED für den Stalinkult und die dogmatische Vermittlung der Lehre des Marxismus—Leninismus gemeinsam mit dem ZK der KPdSU die volle Verantwortung trägt.“

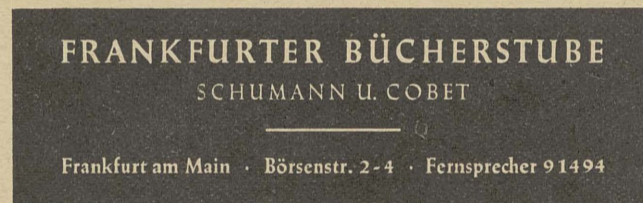
Doch dies war nur die Einleitung. Und Ulbricht nahm hier nur zurück, um sogleich auf einem anderen Gebiet, und dieses Mal geschickter und vorsichtiger, der Jugend erneut einen Vorwurf zu machen. Der Abdruck seiner Rede, den das SED-Organ „Neues Deutschland“ veröffentlichte, trägt die Überschrift: „ZUR WISSENSCHAFTLICHEN DISKUSION AN DEN UNIVERSITÄTEN“.

Ulbricht forderte in dieser Rede Kritik, Überwindung des durch den Personenkult geförderten Dogmatismus und Förderung des wissenschaftlichen Meinungsstreites. Er sprach von philosophischer Beschäftigung mit den neu gestellten Fragen nach Sinn und Ziel des Menschenlebens, der Moral und der Verhaltensnormen. Und er fragte, warum denn Pawlow, Lyssenko und Makarenko bisher nicht kritischer und unvoreingenommener untersucht worden seien. Er lobte auch die „bürgerlichen“ Wissenschaftler, deren Erkenntnisse vom Standpunkt des historischen Materialismus neu zu überprüfen seien, beklagte aber zugleich, daß noch immer zahlreiche Studenten vor allem der Germanistik „Westliteratur“ bevorzugten. Schließlich erklärte er:

„Wir sagen offen: Mit dem wissenschaftlichen Meinungsstreit geht es bei uns nur sehr langsam vorwärts. Das liegt nicht etwa an den bürgerlichen Wissenschaftlern. Diese führen, wenn auch im engeren Kreis, viele wissenschaftliche Diskussionen durch. Aber manche Dozenten und Assistenten diskutieren wenig, weil sie wahrscheinlich die bestehende Lehre als etwas Abgeschlossenes betrachten. Die Diskussion wird auch gehindert, weil vielfach bei der Vertretung neuer Ideen geantwortet wurde: ‚Du liegst schief! Man muß diese Methoden überwinden. Wir wünschen, daß an den Universitäten und Hochschulen eine Atmosphäre schöpferischer wissenschaftlicher Aktivität herrscht. Wir möchten, daß die Studenten zu selbständig denkenden Wissenschaftlern entwickelt werden.“

Derartig Lobenswertes wiederholt sich über die ganze Rede hin und der Mann, der sie gehalten, wird damit zu einem Fall für den Psychiater. Denn man könnte ohne Mühe viele Seiten füllen mit Zitaten Ulbrichts, in denen er stur und erbittert das Gegenteil behauptet hat. Auch hier sind die Verantwortlichkeiten eindeutig verteilt: wenn an den mitteldeutschen Universitäten bisher keine schöpferische Atmosphäre — deren Fehlen Ulbricht jetzt bemängelt und

kritisiert — herrschte, so geht das allein auf das Konto Ulbrichts; wenn bisher der einfältige Lyssenkoismus für wissenschaftliche Erkenntnis genommen werden mußte, so geht das allein auf das Konto Ulbrichts; wenn bisher Makarenko als bedeutendster Pädagoge der Neuzeit von allen Seiten mit Ruhm bekleckert werden mußte, so geht das allein auf Kosten Ulbrichts; und auf sein Konto geht auch, daß die moderne Sozial- und Individualpsychologie, Soziologie,



Philosophie und Kulturgeschichte für reaktionär erklärt und an den Universitäten und Hochschulen Mitteldeutschlands nicht gelehrt werden durften. Denn auf seine Anweisung wurde bisher nach dem Motto verfahren: „Diese Welt gehört uns!“ In ihr haben wir allein zu bestimmen, was wissenschaftlich vertretbar ist und was nicht.

Trotz all der zustimmungswürdigen Redensarten hat man nun jedoch bei der Lektüre der Rede Ulbrichts nicht den Eindruck, als wüsste er ernsthaft eine Änderung der Verhältnisse; als würden er und die SED künftighin ihren Totalitätsanspruch aufgeben und eine freie und unabhängige Wissenschaft neben sich dulden. Die Frage ist allerdings, ob Ulbricht nach dieser Rede die Dinge noch ganz in der Hand hat und ob sich nicht Leute finden werden, die sich einen Sinn für die Unabhängigkeit der Wissenschaft bewahrt haben und die nun schnell den Fuß in die Tür klemmen, die Ulbricht ein wenig geöffnet hat.

Einige Tage nach der Rede Ulbrichts erschien ebenfalls im „Neuen Deutschland“ ein Aufsatz unter dem Titel: „HISTORISCHER MATERIALISMUS UND EMPIRISCHE SOZIALFORSCHUNG“. Verfasser ist der „wissenschaftliche Assistent am Institut für Philosophie der Karl-Marx-Universität Leipzig“, G. Handel. Handel zieht nun einige praktische Konsequenzen aus der Rede Ulbrichts und man darf gespannt sein, ob und wie weit er damit zu weit gegangen ist.

Handel beklagt zunächst, daß die wissenschaftliche Arbeit in der Zone bisher zu sehr in dem durch die „Klassiker erarbeiteten Allgemeinen“ steckengeblieben sei. Unter Verurteilung der „Kategoriensucht“ fordert er dann eine konkrete, gründliche Beschäftigung mit Tatsachen. Er schreibt: „Marx, Engels und Lenin bewältigten, um zu Verallgemeinerungen zu gelangen, ein enormes, konkretes Material, wie es ‚Das Kapital‘ oder ‚Die Lage der arbeitenden Klasse in England‘ demonstrieren. Von den Klassikern lernen heißt nun nicht, sich ihre Resultate und Schlußfolgerungen einpauken oder nur sie vermitteln, vielmehr sollen wir uns die Grundprinzipien ihrer Forschungsarbeit aneignen. Das heißt, wir haben zu lernen, wie sie zu den neuen Resultaten gelangt sind, wie sie das vielfältige

Tatsachenmaterial herangezogen, gesichtet und durchdrungen haben. Daher wird mit Recht verlangt, die Klassiker so zu studieren, daß man den Weg, auf dem sie zu Ergebnissen kamen, reproduziert, um in der Lage zu sein, selbständig neue Situationen zu erklären.“

Wer nur andeutungsweise einen Begriff von der bisherigen Lage an den mitteldeutschen Universitäten hat, wird wissen, wie ungeheuerlich und ketzerisch derartige Formulierungen noch vor wenigen Wochen gewirkt und welche Konsequenzen sie für ihren Verfasser gehabt hätten. Heute ist das und bereits noch einiges mehr möglich: Handel darf sogar unbehelligt die wissenschaftliche Disziplin „Empirische Sozialforschung“, die bisher nur mit dem Epitheton „reaktionär“, „kapitalistisch“ usw. verwandt werden konnten, ohne solche schmückende Beiwörter erwähnen und sogar ernst nehmen. Handel schreibt:

„Bekanntlich erlebt die empirische Sozialforschung in Westdeutschland heute eine Hochkonjunktur. Die Universitäten Münster, Hamburg, Köln und Frankfurt kann man als ihre Zentren betrachten. Noch nie hat in Deutschland diese Forschung eine so große Rolle gespielt. Aus bescheidenen Ansätzen vor dem ersten Weltkrieg (Max Weber), die sich in der Weimarer Republik verstärkten (um dann unter der Hitlerdiktatur unterdrückt zu werden), entstand, durch amerikanische Einflüsse forciert, nach 1945 ein Forschungsweg, der viele tausende Akademiker an sich gezogen hatte.“

Wir sind weit davon entfernt, diese bürgerlichen Arbeiten in Bausch und Bogen zu verwerfen. Aber wir haben sehr viele Einwände vorzubringen, ganz besonders solche, die die vorwiegend empiristische Tendenz und die soziale Funktion betreffen. Uns scheint, daß diese Art Empirismus kein Ausweg ist aus der Krise, in die die bürgerliche theoretische Soziologie geraten ist, von der bisher keines der zahlreichen Systeme eine Bestätigung durch die Praxis fand. Schon gar nicht einverstanden sind wir, wenn z. B. eine betriebssoziologische Studie des Frankfurter Instituts für Sozialforschung von fünf Betrieben des Mannesmann-Konzerns zu dem Resultat kommt, die Arbeiter seien unter ihren Ausbeutern „glücklich und zufrieden“. Vom Subjektivismus in der Wissenschaft und der Huldigung für monopolistische Brotgeber distanzieren wir uns entschieden.“

Soweit Handel. Zwar muten die letzten sieben Zeilen etwas merkwürdig an, wenn man vorher ein Lob der Tatsachenforschung hörte. Und der letzte Satz gar wird unverständlich, wenn Handel gleich im nächsten Satz weiterfährt: „Es gibt aber auch Anknüpfungspunkte mit aufrichtigen Wissenschaftlern, solchen, die sich zu den Interessen des Volkes bekennen.“ Denn auch das wäre doch „Subjektivismus in der Wissenschaft“, wenn auch von der anderen Seite her (wobei wir die Frage, ob objektive Wissenschaft überhaupt möglich ist, einmal ganz beiseite lassen wollen!) Aber derartige und andere Widersprüche dürften wohl auf das Konto der Vorsicht zu buchen sein, die es noch immer verlangt, daß jeder Vorstoß in Neuland mit einer Nebelwand linientreuer Phrasen und zahlreichen Verbeugungen nach dem Mekka des Marxismus—Leninismus umhüllt wird. Denn noch schrecken die Erinnerungen und noch weiß man nicht genau, wie weit Ulbricht tatsächlich die „Studenten zu selbständig denkenden Wissenschaftlern entwickelt“ haben will. Dennoch kann man sagen, daß die Diskussion über Sinn und Ziel wissenschaftlicher Arbeit in Mitteldeutschland in Fluß geraten ist. Und die Zukunft muß zeigen, eine wie starke Strömung sich entwickeln wird; und ob Ulbricht und die SED rechtzeitig genug zur Stelle sein werden und — können, die Strömung aufzuhalten. jcf. —

Herausgeber: Alexander Böhm, Rudi Eberl, Hanns Schreiner, Günter Schwank, Magnus Weber.
Chefredakteur: Werner Schaffernicht.
Redakteure: Udo Kollatz, Hanns Schreiner, Oscar Strobel.
Korrespondent in Bonn: Certe Baumgarten.
Korrespondent in Berlin: Joachim Fest.
Geschäftsführung: Oskar Feiber, Frankfurt am Main, Fontanestraße 26.
Anzeigenverwaltung: Etelca Götz, Frankfurt am Main, Leerbachstraße 92, Telefon: 5 62 61.
Konten der Zeitung: Rhein-Main Bank Nr. 121 210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung“, Universität Frankfurt a. M., Mertonstr. 26, Tel. 77 07 41, App. 213. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seiner Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion.
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung der Freunde und Förderer der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M. e. V.“; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.
Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt am Main, Oederweg 39 a, Tel. 5 11 78.
Abonnements zum Preise von 1,50 DM für zwei Semester sind unter Einzahlung des Geldes bei der Geschäftsführung zu bestellen.

Die Gewissensfrage

Bei der dritten Lesung des Wehrpflicht-Gesetzes im Bundestag ist es zu später Stunde noch einmal zu einer heftigen Debatte über den Paragraphen des Gesetzes gekommen, der sich mit der Verweigerung des Kriegsdienstes befaßt. Als „kleine Sensation“ gilt in Bonn und in der Berichterstattung der Zeitungen die Rede des katholischen Unions-Abgeordneten Peter Nellen, der sich als einziges Mitglied der Regierungskoalition mit eindrucksvollen Worten gegen die vorgesehene Fassung des Paragraphen wandte und dafür eintrat, die Formulierung: „Wer sich aus Gewissensgründen der Beteiligung an jeder Waffenanwendung ... widersetzt“ durch die Worte „der Waffenanwendung“ zu ersetzen. Nur so würden auch jene Kriegsdienstverweigerer einbezogen, sagte Nellen, die auf Grund bestimmter, aktueller Situationen die Waffenanwendung oder den Waffendienst verweigerten und nicht nur Quäker oder Bibelforscher geschützt, die aus prinzipiellen, normativen Gründen jeden Waffendienst ablehnen.

Zu einer solchen Forderung ist Anlaß genug. Der Mißbrauch, der im letzten Kriege mit Befehlsgewalt und Gehorsamspflicht getrieben worden ist und zu einer Unzahl grausamer, unmenschlicher Akte führte, oder die Möglichkeit, daß es in einem zweigeteilten Deutschland zu einem Bruderkriege kommt, verleihen der Forderung des Abgeordneten Nellen höchste Aktualität. Wehrlose zu liquidieren oder die Waffe auf Brüder richten zu sollen, ist mehr, als ein Befehl auch im Namen der Freiheit oder des Rechtes von Menschen verlangen kann, die ein Gewissen haben. So sehr wir hoffen wollen, daß sich die Liquidierung Wehrloser niemals wiederholt oder ein deutscher Bruderkrieg niemals stattfinden wird, so sehr wissen wir auch, daß beide Möglichkeiten dennoch eintreten können. Wenn eine Gelegenheit bestand, daraus die Konsequenz zu ziehen und das menschliche Gewissen in solchen fürchterlichen Konflikten als individuelle Instanz der Entscheidung zu achten und zu bestätigen, so bestand diese Gelegenheit hier.

Sie ist indessen nicht wahrgenommen worden. Die Regierungskoalition hat die vorgesehene Fassung des Paragraphen angenommen. Wer den Waffendienst oder die Waffenanwendung in solchen und anderen Situationen verweigert, wird sich vor dem Militär- oder Kriegsgericht zu verantworten haben. Eine überhastete Aufrüstungspolitik, die eine eigene Armee schon nicht mehr als politisch-militärischen Beitrag zur Verteidigung des Westens, sondern eher bereits als Selbstverteidigung und schmeichelhaften Ausdruck eigener Souveränität betrachtet, muß auch die Gewissenskonflikte gering achten, in die sie die Menschen stürzen kann, die von ihr betroffen werden.

Auch dem Abgeordneten Nellen hat das Parlament wenig Dank gewußt. Die Regierungskoalition hat seine Rede mit eisigem Schweigen quittiert, und den sozialdemokratischen Pressedienst hat die eindringliche Mahnung des Abgeordneten zu der — dann von der CDU zurückgewiesenen — hämischen Prophezeiung veranlaßt, daß Nellen nun wohl der Parteifeme verfallen werde. Beifall auch bei der Regie-

rungskoalition und ein weniger von parteipolitischen Gesichtspunkten bestimmter sozialdemokratischer Kommentar wären Anzeichen dafür gewesen, daß das Haus die Rede eines Mannes zu würdigen wußte, der weder für oder gegen die CDU oder SPD, sondern allein aus der Kraft und Autonomie seines Gewissens sprach. — Die späte Ehrenerklärung der CDU-Fraktion für diesen unabhängigen Abgeordneten vermag diesen Eindruck nicht ganz zu verwischen.

C. Ch. Kaiser

„It's the fourth of July!“

Vor acht Jahren traf man Entscheidungen, die uns heute schon wieder seltsam anmuten. Selbstversorger, Teilselbstversorger, Lebensmittelkartenempfänger. Eine andere Möglichkeit war die Entwicklung vom Hauptschuldigen zum vom Gesetz nicht Betroffenen. Dazu zerfiel das deutsche Volk in zwei große Gruppen, wobei das Kriterium folgendes war: „Er kennt einen Amerikaner.“ — „Er kennt keinen Amerikaner.“ Die Quelle des Kennens war unerschöpflich. Vom honorigen Amerikahaus, GYA, christlichen Gruppen oder Brieffreundschaften sank die Kurve dann sehr schnell zum reinen Nahrungsmittelverhältnis ab. Ein Zug aber war allen gemein: Die Beschäftigung mit dem Amerikaner. Besonders die damals 13—20jährigen sogen Amerika in jeder Form in sich ein. Glenn Miller, Sentimental journey, You are my sunshine, wer kannte sie nicht? Amerikanische Literatur in jeder Erscheinungsform fand reißenden Absatz. Kurz, auf den Amerikaner bis Ami-Freund des Jahres 1948 wurde liebend eingegangen und Rücksicht genommen. Inzwischen sind acht Jahre vergangen. Amerikaner sind immer noch hier, wie aber ist ihre Stellung? Der Ami-Freund existiert immer noch, er ist ja auch an und für sich von Nationalitäten und vorübergehenden Zeiterscheinungen unabhängig. Amerikahäuser stehen zur Verfügung, sie sind zum kulturellen Mittler geworden, den nur noch ein kleiner Teil in Anspruch nimmt. Der Brieffreund (pen-pal), gehört längst der Vergangenheit an. Amerikaner sehen wir täglich, wissen wir überhaupt noch, wer sie sind? Ich glaube wir leben aneinander vorbei. Entweder ist es geistiger Hochmut oder wiedererlangte materielle Selbständigkeit, die uns zu Zynismen führt, die immer ungerechter sind, denn im ganz geheimen Untergrund ist man ja froh, daß Amerikaner hier sind, garantieren sie doch den status quo, der die meisten ja mehr interessiert als die Zukunft. Daß diese Amerikaner aber auch ein menschliches Problem darstellen, will keiner wahrhaben. „Mit denen können wir nichts anfangen, die sind so anders.“ Sind sie denn so anders? Ich glaube nicht; wenn sie aber als 19jährige in einen fremden Erdteil kommen und dabei auf eine sie ignorierende Umwelt stoßen, nimmt es da wunder, daß sie sich letztlich ganz abschließen oder in den obskuren Vierteln der Städte verkehren?

Am 4. Juli knallte die amerikanische Jugend den ganzen Tag in unserer kleinen Villenkolonie, in der 30% der Häuser von amerikanischen Familien besetzt sind. Ich ging auf die Straße, holte mir zwei Sechsjährige und fragte sie wo sie wohnten. Der amerikanische Vater, ein Captain, kam herbei und ich machte ihm klar, daß die Knallerei seiner Sprößlinge zumindestens den älteren deutschen Mitbewohnern auf die Nerven ginge. Fassungslos sah er mich an und sagte: „But well, it's the fourth of July!“ Da fiel es mir denn auch wieder ein, der 4. Juli war ja Amerikas Nationalfeiertag. Wäre uns das vor acht Jahren passiert? Hermann Kleinstück

Blanks Brot der Erkenntnis

Diplomatie ist ein hartes Handwerk. Wir alle wissen es oder glauben es zu wissen. Welche Anforderungen aber tatsächlich — zumindest an die streng ausgewählten Kuriere des amerikanischen Außenministeriums — gestellt werden, verriet uns Fred Sondern in der „Denver Post“:

„Die jungen Leute des Kurierdienstes werden mit großer Sorgfalt von einer langen Warteliste ausgewählt. Anwärter müssen zwischen fünfundzwanzig und einunddreißig sein, ein Collegestudium nachweisen und eine makellose Vergangenheit haben. (Ihr Vorleben wird zurück bis zum Tag ihrer Geburt unter die Lupe genommen.)“

Demnach können wir annehmen, daß schon der erste Schrei eines jeden von uns, wollen wir Kurier werden, politische Bedeutung besitzt. Trotzig brüllend: ein Revolutionär — entfällt. Mit Spätzündung: zerstreuter Professor. Verhalten, aber pünktlich: ein Beamter von Weimar bis Bonn. Der käme in Frage?

Die Schärfe solcher Auswahl möchten wir jedoch nicht auf führende Politiker angewandt wissen. Wir wagen uns nicht vorzustellen, daß ihr Leben jeweils bis zum Tage ihrer Geburt durchgewaschen würde, um ihre Diensttauglichkeit zu erweisen. Dann könnte nicht mehr die Rede von Vollbeschäftigung sein, sondern nur noch von politischer Massenarbeitslosigkeit.

Auch bei Herrn Blank zum Beispiel brauchen wir gar nicht einmal erst bis zur Geburt zurückzugehen, sondern lesen von seinem politischen Widerstand gegen das Dritte Reich bei Walter Henkels „Zeitgenossen“ (Rowohlt 1953):

„Er wurde das Abbild jenes kleinen, namenlosen (!; die Redaktion) Frontoffiziers, der mit seinen Landsern die letzte Suppe, den letzten Kanten Brot und die letzte grüne Kolchosgurke im Brotbeutel teilte, der die Kettenspur eines T 34 von einem eigenen Panzer und die Hufspur eines deutschen Pferdes von der eines Panjepferdchens unterscheiden konnte. Blank, zuletzt Oberleutnant einer Panzerjägerinheit, ist durch halb Europa marschiert. Er wurde wegen vielfacher Tapferkeit dekoriert. Und aus allen Erscheinungen und Erfahrungen seiner Feldzüge und Schlachten, aus seinen sommerlichen Vormärschen und winterlichen Rückzügen in Rußland hat er sein Brot der Erkenntnis zu backen verstanden.“

Aus dem inzwischen — fahren wir weiter fort — ein verdammter harter Kanten geworden ist. Decken wir den Schleier der Barmherzigkeit darüber; denn offenbar gilt auch hier: Quod licet Iovi (Politikern von A bis Z), non licet — Kurieren. Und nicht nur diesen Ochsen. Caesar

Der ungläubige A-T(h)omas

Wie hintergründig der wissenschaftliche Fortschritt im Bewußtsein der Menschen ist, wird im folgenden bezeugt. Wir fassen hierbei den Begriff des Fortschrittes als einen Prozeß im Sinne von Vorwärtsbewegung auf, als den Gang der Dinge von einem niedrigeren Punkt A zu einem qualitativ höheren Punkt B.

Um diese noch leeren Punkte aus ihrer Anonymität zu heben, setzen wir A = Laubfrosch und B = Atom. Das mag zunächst willkürlich und absurd erscheinen. Doch die scheinbare Spielerei wird sich im Prozeß des Lesens mit dialektischer Geschicklichkeit zu tiefem Ernst umkehren. Gemeint ist mit dieser Setzung A = Laubfrosch und B = Atom nichts Banaleres, als daß früher der Laubfrosch das Wetter regierte und dafür mit Fliegen gemästet wurde. Inzwischen ist der grüne Pascha unter Museumsschutz gestellt worden, und wir hätten uns mit seinem Verschwinden auch ernsthaft Gedanken über den Fortbestand unseres Wetters machen müssen, wenn die Atomforscher nicht seine Rolle übernommen hätten.

Niemand wird uns bestreiten, daß damit ein bedeutender Fortschritt erzielt worden ist. Vom Bewußtsein des Laubfrosches sind wir über die Leiter seines Wasserglases hinausgerungen in den abstrakten atomaren Begriff. Diese Mühe leisten wir uns jedoch nur, wenn die Dämonie des schlechten Wetterts uns bedroht, während das schöne Wetter immer noch ohne die Schuld der Atombomben zustande kommt. Neulich abend jedoch stutzten wir, als unser schon ein wenig älthlicher Vermieter eine kühne Kausalrelation zwischen seinen Winterwollsocken und — Düsenbomben herstellte.

Gemäß des Prozesses von A zu B, vom Laubfrosch zum Atom drangen wir in ihn, um eine bestechend wissenschaftliche Einsicht präsentiert zu bekommen: „Ja, ja, die Atome sind daran schuld, die Düsenjäger, die über uns hinwegfliegen.“ Aus seiner bitteren Klage, daß er darum — der Atome wegen — noch immer keine Sommerstrümpfe tragen könne, schreckten wir ihn unsanft auf, indem wir auf unsere Schreibtischkante klopfen und bedeuteten, daß sie aus nichts anderem als auch aus Atomen bestände. Hier verließ uns jedoch der alte Herr ungläubig mit dem Kopf schüttelnd.

Horst Helmut Kaiser

TRADITION UND ERFAHRUNG

fachliches Können und weltweite Verbindungen bilden die Grundlagen unserer Arbeit. Sie ermöglichen es uns, Sie jederzeit in allen bankgeschäftlichen Fragen bestens zu beraten und zu bedienen.



BANK

COMMERZ- UND CREDIT-BANK

AKTIENGESELLSCHAFT

früher COMMERZBANK gegr. 1870



BANK

Neue Mainzer Straße 32-36 FRANKFURT A. M. Telefon 90431 und 90441

mit Abteilung für Privatkundschaft und vier Depositenkassen

Weitere Geschäftsstellen in Baden-Württemberg, Bayern, Hessen und Rheinland-Pfalz

Keine Wehrpflicht in Deutschland

Im Rahmen unseres Artikelaustausches bringen wir nachfolgend den ersten Beitrag des Ostberliner FORUM. Als Gegenleistung wird die kommunistische Studentenzeitschrift unseren untenstehenden Antwortartikel abdrucken, der damit allen Studenten in der DDR zugänglich sein wird.

Wenn wir heute zur Feder greifen, um den Kommilitonen in der Bundesrepublik nochmals unsere Ansicht zur Wehrpflichtfrage darzulegen, so nicht in der Absicht, dem Gesprächspartner eine bestimmte Meinung aufzuzwingen. Ob wir in der Diskussion übereinstimmen oder nicht, es dürfte auf jeden Fall von Nutzen sein, gerade in dieser Kernfrage deutscher Wiedervereinigungspolitik unseren Freunden und Gegnern noch einmal zu zeigen, wer wir sind und was wir vertreten.

In Einem stimmen wir sicherlich überein: Wir fühlen uns als Studenten mitverantwortlich für das Wohl und Wehe unserer Nation. Gäbe es dieses Gemeinsame nicht — worüber sollten wir dann noch reden?

Gewiß — wir sind Bürger zweier verschiedener deutscher Staaten, wir leben in zwei verschiedenen Systemen. Bei alledem aber sind wir Angehörige einer Nation. Kann einer unter uns sein, der nicht den Frieden will?

Versetzen wir uns einmal unvoreingenommen in folgende Lage: In einem Lande sei gegenwärtig ein Streit darüber entbrannt, ob junge Menschen, denen man ein Gewehr in die Hand drücken und die man auf alle Eventualitäten eines Atomkrieges vorbereiten will, eigentlich das Recht haben, ihr Gewissen zu befragen. Nehmen wir weiter an, dieses Recht sei der Jugend ausdrücklich zugestanden. Und nun verkündet jemand in einer Zeitung, die im Lande als das Leib- und Magenblatt des Regierungschefs bekannt ist, folgendes:

„Uns scheint diese Gewissensprüfung in erster Linie eine Aufgabe der Staatsmänner zu sein; sie werden darüber bestimmen, ob Atombomben geworfen werden oder nicht, und keineswegs die junge Generation. Denn die wenigen Leute, die man für die Führung des Atomkrieges braucht, kann man gewiß immer finden.“

Untersuchen wir nun unvoreingenommen diesen Tatbestand, so würden wir zweifellos zu folgendem Urteil gelangen: Die Leute, deren Meinung wir soeben vernommen haben, sagen unverhohlen: Die Entscheidung über diese Lebensfrage der Nation — und um eine solche handelt es sich — steht allein einem Dutzend Staatsmännern zu, nicht aber den jungen oder alten Leuten, die zu Millionen diesen Staat bevölkern. Sie verkünden weiter: Wir tun doch, was wir wollen, ob euch das paßt oder nicht. Die paar Leute, die wir zur Bedienung unserer Atomwaffen brauchen, finden wir allemal. Würden wir sodann — unvoreingenommen, wie wir sind — prüfen, inwieweit eine Regierung, die solches verkündet bzw. billigend verbreiten läßt, demokratisch genannt werden kann, wäre unser Urteil klar.

(Wir brauchen unserem Leser wohl kaum das Land zu nennen, in dem sich gegenwärtig dieser Streit abspielt. Wohl aber wollen wir ihm die Zeitung nennen, in der die oben zitierte Meinung angeführt ist; es ist der „Rheinische Merkur“, Nr. 26 vom 29. Juni 1956).

Prüft man in dieser Frage — in der Frage der Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht — welcher der beiden Staaten in Deutschland den Willen der Mehrheit des Volkes respektiert, so stößt man auf folgende Tatsachen: Die eine Regierung schlägt vor: Keine Wehrpflicht in beiden Teilen Deutschlands, und vermindert die Streitkräfte ihres Landes von 120 000 auf 90 000 Mann. Die andere Regierung verlangt die allgemeine Wehrpflicht in ihrem Herrschaftsbereich und die Aufstellung einer Armee von 500 000 Mann.

Wenn Sie, werte Kommilitonen in der Bundesrepublik, diese beiden Standpunkte prüfen, werden Sie uns darin zustimmen müssen, daß in den Vorschlägen und Taten der Regierung der DDR sich der Wille nicht nur der Mehrheit der Bevölkerung in der DDR, sondern der des ganzen deutschen Volkes widerspiegelt.

Was aber soll geschehen, wenn gegen den Willen eben dieser Mehrheit dennoch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Westdeutschland beschlossen wird?

Fest steht, daß der Beschluß einer Parlamentsmajorität, der dem Willen der Mehrheit des Volkes zuwiderläuft, nicht legitim sein kann.

Fest steht weiter, daß es sich bei jenem Parlamentsbeschluß nicht um ein Gesetz schlechthin handelt, das lediglich Alltagsfragen regelt, sondern um einen tiefen Einschnitt in das Leben jedes westdeutschen Bürgers, das durch einen solchen Beschluß in vollkommen andere Bahnen gelenkt werden kann. Doch nicht nur das: Dieses Gesetz würde die Spaltung Deutschlands erhärten und die Gefahr eines Bruderkrieges über unser Land heraufbeschwören. Daraus ergibt sich für jeden Demokraten die Verpflichtung, nach Mitteln und Wegen zu suchen, um diesen illegitimen Beschluß rückgängig zu machen. Wir sind der Auffassung, daß eine Volksabstimmung über die Wehrpflicht hier das geeignete demokratische Mittel wäre. Diese Korrekturmöglichkeit gegenüber Parlamentsbeschlüssen, die dem Volkswillen zuwiderlaufen, gehört zum Wesen jeder Demokratie.

Wir erbitten gerade zu dieser Frage eine offene Meinungsäußerung der Kommilitonen in der Bundesrepublik und ihrer studentischen Vertreter.

„Mit der allgemeinen Wehrpflicht zwingen wir die DDR zur Kapitulation!“ — so glauben einige Politiker Westdeutschlands. Sie nennen das „Politik der Stärke“. Doch diese Politik entspricht weder den Gegebenheiten der Weltlage, noch der Notwendigkeit einer deutschen Politik des Friedens und der demokratischen Wiedervereinigung. Wir zweifeln nicht daran, daß eine solche Politik zum Scheitern verurteilt ist. Dennoch kann sie in ihrem Lauf der westdeutschen studentischen Jugend unermeßlichen Schaden zufügen.

Ihre ersten Folgen wären: Erzwungene Verzögerung bzw. Unterbrechung des Studiums; Verbot für wehrpflichtige Kommilitonen der Bundesrepublik, nach der DDR und nach Berlin zu reisen; weitere Erschwerung des Studiums und der Ausbildung, da dringend benötigte finanzielle Mittel für die Aufrüstung verwandt würden; forcierte Militarisation des Geisteslebens an den westdeutschen Universitäten und Hochschulen u. a. m. Doch warum das alles? Um sich zum drittenmal im Dienste des deutschen Militarismus blutige Köpfe zu holen?

Wir stimmen daher mit dem Vorstand des VDS und anderen Studentenorganisationen überein, daß eine verantwortungsbewußte Studentenvertretung in der Bundesrepublik sich nicht — und schon gar nicht zum gegenwärtigen Zeitpunkt — mit der Einführung der Wehrpflicht einverstanden erklären kann.

Es gibt in der Bundesrepublik einige Kommilitonen, die noch daran glauben, Westdeutschland benötige die Wehrdienstpflicht, um sich eines geplanten Überfalls aus dem Osten erwehren zu können. Es fällt uns nicht leicht, darauf zu antworten, denn ein solcher Einwand zeugt entweder von großer Naivität, von einer wirklich „unabhängigen“ Meinungsbildung (unabhängig von den Tatsachen), wenn nicht gar von Böswilligkeit. Gegen welche angebliche Bedrohung will man aufrüsten, wenn die Regierung der DDR von der Einführung der Wehrpflicht absieht und die Nationalen Streitkräfte reduziert? Von wem wird Westdeutschland bedroht, wenn die Sowjetunion grundsätzlich bereit ist, ihre gesamten Streitkräfte aus Deutschland zurückzuziehen? sobald die westlichen Besatzungsmächte das Gleiche tun? Wenn als Zeugnis des guten Willens in der letzten Zeit 50 000 sowjetische Soldaten die Rückkehr in ihre Heimat angetreten haben? Wenn die Länder des demokratischen Lagers allein im letzten Jahr über 2 Millionen Soldaten demobilisiert haben?

Entscheidung des eigenen Gewissens

„Die sollen sich bloß nicht so anstellen. Wenn wir Befehl kriegen, dann ist der ganze Laden drüben in fünf Minuten aufgerollt.“ Mit diesen auf die Bundesrepublik gemünzten Worten begrüßte mich einmal ein Volkspolizist an der Zonengrenze. Vielleicht hätte er es so nicht gesagt, wenn er mich nicht für einen FDJ-ler gehalten hätte, der trotz mancher ihm in Westdeutschland bereiteten Hindernisse zum Jugendtreffen nach Ost-Berlin fahren wollte. Es mag sein, daß jener Volkspolizist sich nur wichtig tun wollte; aber theoretisch besteht auch die Möglichkeit, daß er bereits einmal in einer Instruktionssunde am Sandkasten damit befaßt war, Westdeutschland aufzurollen.

Dieses „Aufgerollt-werden“, diese Möglichkeit, daß das Staats- und Parteienwesen der DDR eines Tages auch bei uns in der Bundesrepublik praktiziert werden könnte, vermag hier indessen kaum jemanden zu begeistern. Es hat keinen Sinn, sich darüber zu täuschen: Bürger, Bauern, Akademiker und vor allem auch die westdeutschen Arbeiter sind weiterhin überzeugt, daß sie dabei nichts gewinnen, daß sie vielmehr politische und soziale Rechte und Freiheiten verlieren würden. Diese Überzeugung ist eine politische Realität; über ihre Berechtigung zu streiten, führt daher jetzt nicht weiter.

Die Bundesrepublik fühlt sich bedroht. Das ist ebenfalls eine Tatsache, wenn sie auch einen subjektiv von seiner eigenen Friedensliebe überzeugten Nachbarn peinlich berühren mag.

Von diesen Fakten muß man ausgehen, um die westdeutsche Diskussion über Wiederbewaffnung und Wehrpflicht zu verstehen.

Um es vorwegzunehmen: Ich selbst halte nichts von einer Wiederbewaffnung. Es gibt aber viele Leute, die anders darüber denken, und nach der ganzen politischen Entwicklung in beiden Teilen Deutschlands kann ich ihnen ihre Meinung nicht einmal ernsthaft verübeln.

In der DDR stehen — das ist die allgemeine Vorstellung in Westeuropa — außer russischen Truppen in beachtlicher Stärke eine militärisch ausgebildete Volkspartei und eine vorzüglich ausgerüstete Volksarmee. Das politische System garantiert zudem die Möglichkeit, den Zugang zu wichtigen Stellen in Staat, Partei und Wirtschaft von einer vorherigen Dienstleistung abhängig zu machen. Eine allgemeine Aufrüstung bei diesen Verhältnissen ist notfalls schnell, gründlich und auch sehr geräuschlos durchzuführen. Gewiß, man hat guten Willen gezeigt und die Streitkräfte neuerdings reduziert. Aber hat das etwas zu bedeuten? In einer Zeitung fand ich kürzlich folgendes Bild: Oben eine Reihe Soldaten mit aufgeflepptem Bajonett und die Jahreszahl 1816, darunter nur 10 Soldaten mit einer „Dicken Berta“ und der Jahreszahl 1916 und ganz unten nur noch einen einzigen Monteur und einen Ingenieur am Schalttisch einer automatischen Raketenabschußstation mit der Unterschrift: „Wir haben unsere Streitkräfte im Interesse der Aufrechterhaltung des Friedens ständig verringert.“

Man darf nicht übersehen, daß die am offiziellen Marxismus—Leninismus orientierten Staaten trotz aller aktuellen Koexistenz im Grunde der Überzeugung sind, ihr politisches System werde sich im Laufe der Zeit überall siegreich durchsetzen und endgültig dominieren. Ich möchte bezweifeln, daß die Gewißheit, zwar noch nicht jetzt, aber ganz bestimmt später aufgefressen werden zu sollen, für Menschen besonders tröstlich ist, die lieber auf ihre eigene Weise selig werden wollen.

Wem kann man — selbst als persönlicher Gegner jeder Wiederbewaffnung — es dann noch verdenken, wenn er angesichts des auf ihn doktrinär, militant und dynamisch wirkenden Marxismus—Leninismus für den Fall Vorsorge treffen will, daß die Koexistenz eines Tages nicht mehr so friedlich bleibt, daß die kommunistisch regierten Staaten versuchen, die nach ihrer Meinung zwangsläufige geschichtliche Entwicklung ein wenig zu beschleunigen? Zumal ein offizieller Kurswechsel in ideologisch straff ausgerichteten Staaten leichter zu vollziehen ist als dort, wo eine ungezähmte „öffentliche Meinung“ die Bewegungen der Staatspolitik kritisch überwacht. Diese Erwägungen machen es so schwierig, gegen diejenigen zu argumentieren, die die Wehrpflicht wollen.

Denn — so sagen sie — wir können das, was uns das Leben erst lebenswert macht, nur dann erhalten, wenn wir verhindern, daß uns der Kommunismus, gegen den wir innenpolitisch immun sind, eines Tages von außen her überrennt. Er wird das auf die Dauer nur dann unterlassen, wenn es auch ihm gefährlich werden könnte. Also muß den Kommunisten eindeutig klargemacht wer-

den, daß jede einseitige Änderung des status quo, jedes Eindringen der Roten oder der Volksarmee nach West-Berlin oder Westdeutschland einen Kampf auf Leben und Tod, einen Weltkrieg zur Folge haben wird. Wir werden nicht angreifen, sind aber entschlossen, uns notfalls mit allen Mitteln zu verteidigen.

Nach Ansicht der Experten ist die wirksamste Verteidigung gegen einen möglicherweise einmal von außen angreifenden Kommunismus internationale politische und militärische Solidarität. Die Aufrüstung Westdeutschlands bekundet nach der offiziellen Begründung deshalb einmal die Bereitschaft der Bundesrepublik, sich notfalls gemeinsam mit allen Westmächten bei einem Angriff auf einen dieser Staaten zu verteidigen, und zum anderen soll sie die Verteidigung des westdeutschen Gebietes intensivieren.

Das ließe sich akzeptieren und böte keine Schwierigkeiten, wenn die Bewohner der DDR nicht auch Deutsche wären. Und hieraus sind die entscheidenden Kontroversen um Wehrpflicht und Wiederbewaffnung entstanden. Es mag auffallen, daß hier bisher viel von „Kommunismus“, „Marxismus—Leninismus“ usw. und nur wenig von Deutschtum, deutscher Einheit und ähnlich Nationalem die Rede war. Das hat seinen guten Grund. Denn die eigentliche Ursache der Spaltung Deutschlands sehen wir nicht so sehr in der Anwesenheit der früheren Besatzungsmächte, sondern in der tatsächlichen Sowjetisierung der DDR, die uns bedrohlich erscheint, weil sie ein Kriterium einer Nation, nämlich die Gleichheit im Denken und Fühlen, im Ausdruck, untergräbt. Um es zu präzisieren: Eine Wiedervereinigung um den Preis, daß das gesamte politische System der DDR — nicht zuletzt in seiner Auswirkung auf den Menschen und die Gesellschaft! — auch auf Westdeutschland übertragen würde, wird hier allgemein abgelehnt. Die Abneigung gegen das System der DDR ist in der Bundesrepublik so groß, daß viele es vorziehen würden, sich dessen sogar mit Waffengewalt zu erwehren. Damit ist nicht gesagt, daß ein solcher Konflikt unausweichlich wird; man will nur für ihn gerüstet sein.

Ist das nicht ein Verzicht auf die Wiedervereinigung? Muß die Wiederbelebung einer Wehrmacht auch in der Bundesrepublik die leidvolle Spaltung Deutschlands nicht verewigen? Sicherlich nicht, wenn man mit uns davon ausgeht, daß eine Wiedervereinigung sinnvoll nur in einem gewissen Kompromiß bestehen kann, keinesfalls aber in einer Übernahme des Systems der DDR für ganz Deutschland.

Es ist wichtig zu wissen: Auch diejenigen, die in der politischen Arena Westdeutschlands heute an maßgeblichen Stellen die Wehrpflicht im Rahmen der Verfassung bekämpfen, sind nicht alle zugleich auch prinzipielle Gegner einer Wiederbewaffnung. Sie knüpfen ihre letzte Konsequenz, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, lediglich an eine vorher einzulösende Bedingung: Einen neuen Versuch zur Wiedervereinigung Deutschlands.

Eine Wiederbewaffnung ohne Wehrpflicht aber ist in Westdeutschland nicht durchzuführen. Die Bundesrepublik hat nicht die Möglichkeit der DDR, den beruflichen und sozialen Aufstieg von vorheriger Erfüllung eines nationalen Dienstes mit oder ohne Waffe weitgehend abhängig zu machen. Da hier die jungen Leute im allgemeinen genau so ungern Soldat werden wie überall und indirekte Druckmittel zudem nicht zur Verfügung stehen, muß eine Wehrpflicht auf gesetzlichem Wege allgemein eingeführt werden. Daß einzelne Politiker und Abgeordnete in der Hitze des parlamentarischen Gefechtes dabei manchmal durchaus anfechtbare und unschöne Äußerungen und Argumente von sich geben, mag man belächeln und als Preis der allgemeinen Rede- und Meinungsfreiheit in Kauf nehmen.

Es gibt bei uns genau so prinzipielle Gegner eines jeden Waffendienstes wie in der DDR. Sie werden auch hier die Konsequenzen ihrer Ansicht auf sich zu nehmen wissen. Manche hingegen begrüßen die Wehrpflicht und freuen sich darauf, Soldat zu werden. Dazu gehören auch Abiturienten und Studenten. Die meisten Studenten dürften den Dingen jedoch ablehnend, zumindest skeptisch gegenüberstehen. Das ist wenigstens mein persönlicher Eindruck.

Die Auffassungen sind keinesfalls einhellig. In den einzelnen politischen Parteien, innerhalb der verschiedenen Schichten der Bevölkerung, unter den Studenten, ja selbst innerhalb der Familien gibt es über diese Frage Diskussionen und Differenzen. (Fortsetzung auf Seite 11)



Junger Hochschul-Nachwuchs und altbewährte Wissenschaftler arbeiten bei uns
gemeinsam: Die Forschung von heute dient der Produktion von morgen!

FARBWERKE HOECHST AG, vormals Meister Lucius & Brüning FRANKFURT (M)-HOECHST

Hochschulausbau nach außen und innen

Rektorenkonferenz und Hochschulverbandstag in der Alsterstadt

Hamburg: Die Westdeutsche Rektorenkonferenz ist zum Abschluß ihrer Hamburger Tagung am letzten Freitag mit einem Festakt an die Öffentlichkeit getreten. Das ist ein Novum in der Geschichte dieses Gremiums, das als Vertretung der 31 wissenschaftlichen Hochschulen der Bundesrepublik und Westberlins in jedem Semester auf einer streng sachlichen Arbeitstagung die Grundfragen des akademischen Lebens in wechselseitiger Aussprache zu klären hat. Nur auf der internationalen Rektorenkonferenz, die 1955 in Cambridge stattfand, war ein so feierlicher Auftritt im Talar und mit der goldenen Amtskette zu sehen wie bei diesem Akt in der Hamburger Musikhalle. Hier, wo der hanseatische Blick in die Weite geht, war ebenso wie bei jenem anderen internationalen Treffen der Gedanke maßgebend, die Weltverbundenheit der heutigen Wissenschaft auf dem Boden ihrer großen alten Tradition sichtbar zu machen.

Dem Präsidenten der Rektorenkonferenz und derzeitigen Rektor der Hamburger Universität, Professor Dr. Albert Kolb, lag es schon von seinem Lehrfach Geographie aus nahe, die Tagung einmal über das Übliche hinaus in einen so weiten Rahmen zu stellen. „Weltbekenntnis und Weltverständnis“ — so hieß es in seiner Rede — sollte eines der höchsten Ziele einer neuen deutschen Kulturpolitik sein. Außenminister von Brentano hatte es übernommen, in einer katalogartigen Übersicht aufzuzeigen, welcher Wege und Methoden sich die deutsche Kulturpolitik bei der Pflege der geistigen Beziehungen zum Ausland bedient. Was er dabei als Richtpunkte und Ansätze zu einer fruchtbaren Weiterentwicklung kennzeichnete, wurde in der internen Beratung der Rektorenkonferenz ergänzt und vertieft.

Wichtig ist unter anderem, daß das Instrumentarium der Kulturiabkommen — es sind bisher im Rahmen des Europa-Rates 10 solche Konventionen abgeschlossen worden — in der richtigen Weise ausgestaltet und angewendet wird. Dazu gehört vor allem, daß die Hochschulen schon im Beratungsstadium der Kulturiabkommen zugezogen werden, soweit sich deren Inhalt auf die Ausgestaltung des akademischen Bereiches bezieht. Ebenso notwendig ist es, den Hochschulen Sitz und Stimme in den gemischten Ausschüssen für die Durchführung dieser Konventionen zu geben. Es handelt sich ja dabei unter anderem um die gegenseitige Anerkennung der Gleichwertigkeit von im Ausland verbrachten Studiensemestern und der abgelegten Examina. Überhaupt ist es höchst wünschenswert, daß auf dem schwierigen Gebiet der zwischenstaatlichen Kulturbeziehungen möglichst wenig von den bürokratischen Instanzen dirigiert wird und daß möglichst viel der freien gegenseitigen Initiative überlassen bleibt. Das Vorbild der Münchener Hochschulwoche, zu der die Sor-

bonne eingeladen wurde, war doch wohl Beweis genug, daß die Förderung der unmittelbaren Beziehungen zwischen den Hochschulen am ehesten zum Erfolg führt. Die Rektorenkonferenz empfiehlt deshalb nachdrücklich, solche unmittelbaren Übereinkünfte zwischen deutschen und ausländischen Hochschulen zu einem festen Bestandteil der Kulturkonventionen zu machen.

Im Hinblick auf den inneren Bestand der deutschen Wissenschaft steht die Frage der Forschungsfinanzierung im Vordergrund. Als wesentlicher Fortschritt ist es zu begrüßen, daß durch Beschluß des Bundestages dem Bundesinnenministerium 50 Millionen Mark zu diesem Zweck zur Verfügung gestellt werden. Von entscheidender Bedeutung ist aber die Frage, wie diese Mittel verteilt werden sollen. Das gleiche Problem besteht bei dem Fonds, über den das Atomministerium zur Förderung der Forschung und Nachwuchsbildung auf dem Gebiet der Kernenergie verfügt. Nachdrücklich weist die Rektorenkonferenz darauf hin, daß die selbstverwaltende Forschungsförderung, wie sie von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gehandhabt wird, den sachlichen Interessen am besten dient und daß dieses Prinzip deshalb unter allen Umständen gewahrt bleiben muß.

Die ständige Sorge um die Heranbildung eines ausreichenden akademischen Nachwuchses wurde diesmal unter dem besonderen Aspekt der Hochschullehrer-Besoldung behandelt. Es liegt auf der Hand, daß es sich dabei nicht nur um Ständesinteressen handelt, sondern um ein Problem von größter hochschulpolitischer Bedeutung. Man weiß ja: das Leitbild des akademischen Lehrers verliert in der jungen Generation, die sehr nüchtern, sehr realistisch rechnet, immer mehr an Anziehungskraft. Gerade die begabtesten Kräfte wandern deshalb in die Wirtschaft und andere, materiell besser fundierte Berufe ab. Alle an der Besoldungsreform beteiligten Stellen müßten endlich einsehen, daß das Schicksal der deutschen Hochschule von einer sachgerechten Ordnung in diesem Bereich abhängt. Die Besoldung in allen Kategorien der Lehrkörper muß so geregelt werden, daß die Spitzenkräfte für Lehre und Forschung erhalten bleiben. O. H.

Festwoche in München

München: Eine Festwoche anlässlich seines 30jährigen Bestehens veranstaltete der Internationale Studentenclub München vom 29. Juni bis 5. Juli 1956. Als „Deutsch-Ausländischer Studentenclub München“ 1926 ins Leben gerufen, zählte der Klub im Jahre 1932 bereits 483 Mitglieder aus 38 Nationen. Heute werden in jedem Semester durchschnittlich 300 bis 500 Mitglieder betreut. Das Programm des ISC umfaßt Klubabende, Führungen durch Industriebetriebe, Ausflüge, Diskussionen und Vortragsabende. Im Jahre 1954 organisierte der Klub das erste internationale studentische Sängertreffen nach dem Kriege in München; ferner wurden zahlreiche ausländische Studentengruppen, insbesondere Chöre und Tanzensembles betreut.

VDS in Saarbrücken

Seine nächste Delegiertenkonferenz wird der Verband Deutscher Studentenschaften vom 17. bis 18. Juli in Saarbrücken abhalten. Die Studierenden der Universität des Saarlandes haben in diesem Semester erstmalig auch an der Solidaritätssammlung zugunsten neileidender Kommilitonen in Ostdeutschland teilgenommen.

Sperre aufgehoben

Die vor einigen Monaten verhängte Sperre der Bundesjugendplanmittel für den Sozialistischen Deutschen Studentenbund wurde jetzt aufgehoben, nachdem der Bundestagspräsident dem Innenminister mitgeteilt hatte, daß sich der ehemalige SDS-Vorsitzende Lohmar für die beleidigenden Äußerungen über den deutschen Bundestag „in gezielter Form“ entschuldigt habe.

Tschechoslowakei: Die Forderungen der tschechoslowakischen Studenten auf größere akademische Freiheit und eine Einschränkung der Vorlesungen über Marxismus—Leninismus wurden von dem stellvertretenden Ministerpräsidenten Kopecky zurückgewiesen. Kopecky, der auf dem Parteitag der tschechoslowakischen Kommunistischen Partei sprach, erklärte, daß bei einer Anerkennung der studentischen Forderungen „bourgeois-reaktionäre Lehren verbreitet und unsere gesellschaftliche Ordnung in Frage gestellt“ würden. Dennoch werde die Regierung prüfen, ob sich die Studienbedingungen verbessern ließen. Auch Parteisekretär Novotny sprach auf dem Parteitag davon, daß reaktionäre Elemente versucht hätten, sich in die Reihen der Studenten einzuschleichen, jedoch werde „das Volk keinen Mißbrauch der Universitäten dulden“. Nach einer Meldung des KP-Organs „Rude Pravo“ sind vier Personen verhaftet worden, die an der Herstellung und Verbreitung der dem Erziehungsminister übermittelten Studentenresolutionen beteiligt gewesen seien.

Zürich an Prag

In einem Offenen Brief an die tschechoslowakischen Studenten kündigte der Verband der Schweizerischen Studentenschaften an, er werde eine Aktion zur Versorgung der tschechoslowakischen Studenten mit schweizerischen Zeitungen unternehmen. „Die schweizerischen Studenten möchten gern ihren Teil dazu beitragen“, heißt es in dem Offenen Brief, „daß Ihr die Möglichkeit erhaltet, uns kennenzulernen. Darum werden wir Euch Exemplare von allen großen Zeitungen zustellen. Besonders schweizerische Zeitungen können ja von niemandem der Propaganda für aggressive Politik beschuldigt werden. Es würde uns sehr freuen, wenn diese Zeitungsendungen einen ehrlichen und fruchtbaren Kontakt zwischen den Studenten der Tschechoslowakischen Republik und der Schweiz einleiten würden.“

Fernseh-„Studium“?

Die Möglichkeit, einen vollen College-Lehrplan über den Fernsehfunk zu senden, an dessen Ende die Teilnehmer ein Abschlußexamen machen können, ist zur Zeit Gegenstand einer eingehenden Untersuchung durch die Universitäten von St. Louis

rauche

staune

gute
Laune



eine echte Player's

Blick ins Ausland

und Washington. Das Gesamtprogramm, das eine Kombination von fernsehübertragenen Vorlesungen und wiederholten Hörsaalbesuchern umfaßt, wird, sofern die endgültige Planung gebilligt wird, im September 1956 beginnen. Obschon einzelne Sendungen dieser Art im amerikanischen Fernsehen nichts Neues darstellen, glaubt man doch, daß der Plan der beiden Universitäten insofern unwahrscheinlich ist, als die Teilnahme am Fernsehkurs den Fernschülern all das Wissen vermitteln soll, das sie nach zweijährigem Studium zu einem gültigen und anerkannten Examen benötigen. Nach dem, was bisher über den Lehrplan bekannt geworden ist, werden als Fächer Englisch, Fremdsprachen, Soziologie, Mathematik und humanistische Wissenschaften gesendet werden.

Pressekonferenz in Tunis

Die sechste Internationale Konferenz der Studentenpresse findet vom 25. bis 30. Juli in Tunis statt. Sie wird gemeinsam vom Koordinierungs-Sekretariat der studentischen Nationalverbände und der Union Générale des Etudiants de Tunisie veranstaltet. Thema der Diskussion werden die verschiedenen Anschauungen über die Verantwortung und Rolle der Studentenpresse und technische Probleme in den einzelnen Ländern sein. Die Teilnehmer werden Gelegenheit haben, mit ihren Kollegen sowohl offiziell als auch inoffiziell zu debattieren und ihre Meinungen über alle technischen Fragen der Studentenpresse wie die Beschaffung von Nachrichten, die Finanzierung, die Organisation usw. auszutauschen. Vertreter der Presse aus Tunis selbst werden ebenfalls an den Diskussionen teilnehmen. Die Konferenz findet im Jugendheim von Bir el Bey statt, das ungefähr 20 km von Tunis entfernt am Strand des Mittelmeeres liegt. In der Nähe befinden sich viele interessante Plätze von historischem Interesse, wie die Ruinen von Karthago. Konferenzsprachen sind Englisch und Französisch; die Teilnahme steht Vertretern der Studentenpresse aller Länder offen.

GLUTAMINSÄURE-GRANULAT · HOMBURG ·

Originalpackung zu 100 g

Indiziert bei:

nervösen Erschöpfungszuständen, allgemeinen Ermüdungserscheinungen, Vorbereitung auf Examina,
vor anstrengenden Konferenzen

Erhältlich in allen Apotheken

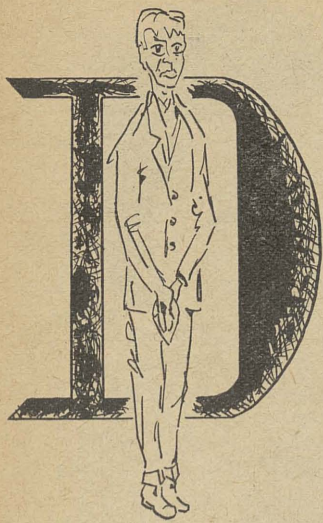


Chemiewerk HOMBURG Aktiengesellschaft
Frankfurt/Main

GLUTAMETTEN · HOMBURG ·

Originalpackung zu 100 Dragées





Dieser Brunngrab ist der absonderlichste Mensch, der mir je begegnet ist. Wenn er nicht so fleißig wäre, würde ich noch heute die Heilanstalt anrufen. Jede Nacht zittere ich davor, dieses abscheuliche Gelächter hören zu müssen. Wie oft schreke ich plötzlich aus dem Schläfe auf, weil mir dieser grauenhafte Ton ihm Ohre klingt. Das ist ja nicht mehr menschlich, geschweige denn erträglich, ich würde es tierisch nennen, wenn Tiere lachen könnten. Ich habe wirklich in meinem Leben viel gelacht und viel lachende Menschen gesehen, aber so etwas ist mir noch nicht begegnet. Ich kann das nicht anders als krankhaft bezeichnen. Solange dieser Mensch im Hause ist, werde ich nicht wieder lachen können. Er ruiniert meine Gesundheit. Einmal — stell' dir das vor — einmal habe ich geträumt, er habe an meinem Bett gestanden, sich über mich gebeugt und mir plötzlich ganz laut ins Gesicht gelacht!“

Die das sprach, Frau Luise Rebenschwein, Gattin des angesehenen Kaufmanns Theodor Rebenschwein, der auf der Bahnhofstraße, an der Ecke zum Marktplatz, eine große Kolonialwarenhandlung hatte, saß völlig aufgelöst in ihrem Sessel und schluchzte in ihr Taschentuch. Ihr Gatte, der soeben mit dem Frühstück fertig wurde, hatte ihr schweigend zugehört. Im Gegensatz zu ihr, die sich einer geschwächten Gesundheit und daher auch eines allzu leichten Schlafes erfreute, hatte er unter den nächtlichen Heiterkeitsausbrüchen seines seltsamen Schützlings nicht zu leiden, doch war ihm die Tatsache seines anscheinend völlig unmotivierten Gelächters durchaus nicht verborgen geblieben und erfüllte ihn mit wachsender Sorge. Auch er hegte die Befürchtung, daß ein derart abnormes Betragen möglicherweise krankhaft sei, zumal es kurz nach einer unerklärlichen seelischen Depression bei seinem Schützling „ausgebrochen“ war. Doch war er stets bemüht, aus gewissen ökonomischen Rücksichten seine Vermutungen in eine andere Richtung zu lenken. „Ins Gesicht gelacht!“ rief er, „das ist es! Er macht sich lustig über uns. Obwohl ich wirklich nicht einsehen kann, was er an uns lächerlich findet. Glaube mir, liebe Luise, ich hätte ihn längst hinausgeworfen, wenn mir seine Arbeit nicht wirklich unentbehrlich wäre. Bedenk' doch nur, er besorgt mir die ganze Buchführung und die Steuererklärung, er führt die Korrespondenz und steht außerdem noch im Geschäft und bedient. Ich finde niemanden, der ihn ersetzen könnte. Ich müßte mir einen Buchhalter und zwei Lehrlinge nehmen, wenn ich ihn nicht hätte. Aber er ist wirklich unverschämt und undankbar, ich werde ihm einen ersten Verweis geben. Beruhige dich, liebe Luise...“

Von jetzt ab hatte das Gespräch einen mehr privaten Charakter, weshalb wir uns der aufregenderen Gestalt des jungen Brunngrab zuwenden, um dessentwillen diese Geschichte geschrieben wurde. Seine sonderbaren Lachanfalle waren um so bemerkenswerter, als er bis zu seinem 17. Lebensjahr eigentlich nie gelacht hatte. Er galt als ein ganz besonders ernster, wenn auch keineswegs verschlossener Mensch. Seine Kindheit hatte er in einem Waisenhaus verlebt, in einer fest gefügten Gemeinschaft, in deren Mitte ihm nie das Bewußtsein einer Individualität aufgegangen war. Es galt als selbstverständlich, daß jeder um des anderen willen da war, so wie es selbstverständlich war, daß die Erwachsenen absolute Autorität hatten. Es wäre falsch zu sagen, daß Brunngrab in dieser Gemeinschaft nicht glücklich war, hatte er doch nie ein anderes Glück kennengelernt. Zudem war er von der Vielheit der Menschen so in Anspruch genommen, daß er sich selbst völlig darüber vergaß.

Lachen allerdings hatte er nie gekonnt. Er fand nichts daran, daß die anderen lachten und fröhlich waren, und erfreute sich mit ihnen, aber das Lachen war ihm fremd geblieben. Er war darum nicht weniger beliebt bei seinen Kameraden, die ihn gern den „Professor“ nannten, ja sie hielten ihn für einen der Aufgeschlossensten, weil er die Fähigkeit besaß, sich bis zur Selbstaufgabe den anderen zu widmen. Und in der Tat hätte er sein Selbst täglich aufgegeben, wenn es ihm je zu Bewußtsein gekommen wäre.

Seit seinem 14. Lebensjahr ging er beim Kaufmann Rebenschwein in die Lehre und bekam bei diesem ein eigenes Zimmer. Die Trennung war für ihn bitter gewesen; mit um so größerem Eifer stürzte er sich auf seine Arbeit. Es ist klar, daß er für den Verlust seiner Kameraden, die freilich noch lange in seinem Geiste lebten, einen Ersatz suchte. Sein Versuch, mit dem Kaufmanns in einen menschlichen Kontakt zu kommen, mußte fehlschlagen, da diese nur insofern für ihn Interesse zeigten, als es sich um seine Arbeitskraft handelte. Aber wie sehr er sich auch seiner Arbeit hingab, die ihm übrigens Spaß machte und in der er dem Kaufmann bald unentbehrlich wurde — so sehr sehnte er sich nach der Begegnung mit einem anderen Menschen, in dem er keineswegs sich selbst wiederzufinden suchte, sondern nur und ausschließlich den anderen.

Er war daher glücklich, als er eines Tages die flüchtige, aber tief empfundene Bekanntschaft eines jungen Mannes gleichen Alters machte, der ihn zudem an einen seiner Brüder aus dem Waisenhaus erinnerte. Als die beiden, nachdem sie Bekanntschaft gemacht, am anderen Tag sich wieder trafen, empfing der junge Mann den Freudestrahlenden mit der Frage, wie es ihm seit dem letzten Male gehe. Bei dieser Frage geschah es, daß Brunngrab leicht zusammensackte und einigermaßen verlegen zu Boden schaute. Er würde sich bald darauf wieder gefangen haben, wenn nicht der Freund, der Übles vermutete und, ihm sein Geheimnis zu entreißen, in ihn drang, etwas zu stürmisch gewesen wäre. Brunngrab verlor plötzlich alle Sicherheit, schaute verstört bald zu Boden, bald auf den Freund, und ließ den Verblüfften schließlich unvermittelt auf der Straße stehen. Zu Haus schloß er sich in sein Zimmer und kam nicht einmal zum Abendessen herunter.

Es war das erstmal in seinem Leben, daß jemand ihn nach

seinem Befinden gefragt hatte. Ihn, der sein Dasein bislang nur in der Beziehung zum anderen erlebt hatte; der nicht einmal ahnte, daß Menschsein sich auch in der Auseinandersetzung mit sich selbst vollzieht. Und mit einem Schlag tat sich ihm das abgründige Rätsel seiner Existenz auf. Es erschien ihm so unaussehbar merkwürdig, ja widersinnig, ein Individuum, ein Ich zu sein, daß diese Erkenntnis ihn wie ein Blitzschlag traf. Was war er denn, wenn er nicht in der Beziehung zu den Menschen, zur Arbeit, zu den Dingen aufgehen durfte? Was war er, daß es einen Wert haben sollte, bedingungslos ein Ich zu sein? So saß er Tag und Nacht meditierend auf seinem Zimmer und fand keinen Weg, der ihn aus den verschlungenen Pfaden seiner Verzweiflung in die weite und lichte Ebene selbstzufriedener Erkenntnis geführt hätte.

Der Kaufmann Rebenschwein, der es sich nicht leisten konnte, eine so tüchtige Arbeitskraft länger zu entbehren, war besorgt genug, schon bald einen Arzt herbeizurufen. Da aber der Junge keine Angaben machte, welcher Art sein Leiden sei, und der Arzt außer einer Blutarmut nichts Behandlungsbedürftiges bei ihm feststellte, blieb die Ursache seiner ungewöhnlichen Apathie im Dunkeln. Der Kaufmann ließ nunmehr keinen Zweifel daran, daß er gezwungen sei, bei Andauern dieses Zustandes, den er nur noch als einen unerklärlichen Anfall von Faulheit betrachten könne, ihm die Stellung aufzukündigen. Dies wäre auch bald darauf geschehen, wenn Brunngrab nicht eines Morgens vor den Kaufmann getreten wäre, ihn mit den Worten um Entschuldigung bittend: er sei von einer Krankheit befallen gewesen, die er schlechterdings nicht erklären könne, und wolle nunmehr, da diese vorüber sei, mit seiner Erlaubnis die Arbeit wieder aufnehmen. Der Kaufmann wußte seine Freude über diese Wendung zu verbergen und trug ihm, nicht ohne die ernste Mahnung, daß er Ähnliches in Zukunft nicht mehr dulden könne, die ganze liegengeliebene Arbeit auf.

Brunngrab hatte zuletzt mit der Frage gerungen, ob er denn überhaupt berechtigt sei, eine so lange Zeit über sich nachzudenken, denn ihm war wohl aufgefallen, daß er einerseits nur im Verhältnis zu anderen Menschen den Sinn seines Lebens erblicken konnte, daß er andererseits aber im Nachdenken über diese Tatsache und über sich selbst den Kaufmann um die ihm geschuldete Arbeit betrog. Da er jedoch fühlte, daß in ihm noch immer das Rätsel seiner unbegriffenen Existenz lauerte, trieb es ihn, nach einer Lösung zu suchen. Er stellte sich vor, wie die Welt sein müßte, wenn es keinen Brunngrab gäbe, und mußte erkennen, daß die Welt die gleiche bliebe, und daß seine Existenz oder Nichtexistenz auch nicht den mindesten Unterschied ausmache. Weiter stellte er sich vor, er lebte allein auf der Welt und es gäbe keinen Menschen außer ihm. Diese Vorstellung mit ihrer ungeheuerlichen Komik packte ihn so sehr, daß er auf einmal in ein lautes Gelächter ausbrach. Er lag zusammengekrümmt auf seinem Bett und lachte, bis in sein Lachen sich Tränen mischten und er vor Atemlosigkeit und Schmerz einschlief.

Von nun an vergrub sich Brunngrab noch eifriger in seine Arbeit. Er wußte, was ihn seine Erfahrung gekostet hatte, und suchte nicht nur die Konsequenz zu ziehen, indem er seinem Leben durch Beschäftigung einen Wert gab, sondern auch den Gedanken an die eigene Existenz so schnell wie möglich zu vergessen. Es geschah ihm aber häufig, daß er seine Zeit nicht ganz so ausfüllen konnte, wie er es gern gemocht hätte, oder daß er abends keinen Schlaf fand: in diesen Augenblicken kehrten seine Gedanken unweigerlich zu dem einzigen Wesen zurück, das er für herzlich unbedeutend hielt: sich selbst. Wenn dachte er jedesmal an eine gewaltige Weltkugel, auf der er als einziger Mensch herumliefe, er dachte an seine Gedanken, die sich nicht schämten, sich mit ihm zu beschäftigen, und kam sich so ganz und gar lächerlich vor, daß er laut lachen mußte. Brunngrab hatte, was viele Menschen nie erkennen, die wahre Komik mit ihrer bestürzenden Tiefe an sich selbst entdeckt.

Es geschah nun immer häufiger, zum Beispiel auch auf offener Straße, daß er unvermittelt laut zu lachen anfing, worüber sich die Leute sehr wunderten.



und es fanden sich immer mehr Leute, die, da sie sich persönlich beleidigt fühlten, beim Kaufmann Rebenschwein gegen das anstößige Betragen seines Untergebenen protestierten. Der Kaufmann, der übrigens gerade die Szene mit seiner Frau hinter sich hatte und der jetzt den Verlust seiner Kundschaft fürchten mußte, sah sowohl sein eheliches wie auch sein kommerzielles Glück in Frage gestellt. Er ließ Brunngrab zu sich rufen und fragte ihn, hinter dem Schreibtisch sitzend und einen Bleistift in den Fingern drehend, was sein unverünftiges Gelächter zu bedeuten habe. Brunngrab erschrak und brachte in seiner Verwirrung nichts anderes heraus, als daß er es nicht erklären könne, setzte gerade

Der Mann, der

noch die Versicherung hinzu, daß es nicht aus Mutwillen geschehe und er alles tun werde, um es in Zukunft zu unterdrücken. Hierauf erklärte der Kaufmann mit erzwungener Ruhe, er habe sich entschlossen, ihn zu entlassen, wenn sein Betragen sich nicht



augenblicklich und endgültig ändere. Brunngrab stammelte noch eine Entschuldigung, worauf er vom Kaufmann den barschen Befehl erhielt, sich an die Arbeit zu begeben.

Vielleicht wäre dies kleine Erlebnis geeignet gewesen, Brunngrabs Selbstbewußtsein zu kräftigen oder wenigstens eine Opposition in ihm wachzurufen, wenn er nicht allzu deutlich gefühlt hätte, wie recht der Kaufmann im Grunde hatte. Brunngrab wollte den Menschen nahe sein, aber er entfernte sich immer mehr von ihnen. Er wollte ihnen helfen

JUNGE

Anläßlich des Frankfurter Universitätsfestes verlieh Magnifizenz Coing in einer kleinen Feierstunde die Preise an die Gewinner in dem im Wintersemester 55/56 vom Studentenhause v. V. ausgeschriebenen Autorenwettbewerb. Magnifizenz gab namens der Universität und angesichts der starken Inanspruchnahme der Studenten durch Studium und Zwang zum Nebenverdienst seiner Freude darüber Ausdruck, daß die Studenten trotzdem noch Zeit zu musischer Betätigung finden, und insbesondere darüber, daß etwa hundert Kommilitonen Mut und Interesse genug gehabt haben, Proben ihres literarischen Schaffens der Jury einzureichen.

Der Wettbewerb wurde in den Sparten Drama, Prosa und Lyrik ausgetragen. Die Jury bestand aus folgenden Vertretern der Universität, des Verlagswesens, der Bühne, des Rundfunks und der Presse:

- Frau L. P e r n e , Redakteurin am Hessischen Rundfunk,
- Prof. Dr. J. K u n z , philosophische Fakultät der Universität Frankfurt,
- Dr. W. H ö l l e r e r , philosophische Fakultät der Universität Frankfurt und Herausgeber der „Akzente“,
- Dr. M. H a u p t m a n n , Lektor im Inselverlag,
- Dr. W. S k o p n i k , Chefdramaturg der Städtischen Bühnen Frankfurt,
- cand. phil. K. S c h l e t t e , Leiter der Studiobühne Frankfurt,
- cand. rer. nat. W. S c h a f f e r n i c h t , Chefredakteur des DISKUS.

In der Sparte Drama erkannte die Jury mit großer Mehrheit darauf, den ausgesetzten Preis von 500,— DM nicht zu vergeben bzw. zu teilen, weil nach der Jury keines der eingereichten zwölf Stücke den gestellten Anforderungen an sprachlichem Können, dramaturgischer Technik und Fleiß genügte. Ein in dieser Sparte äußerst sachkundiges Mitglied urteilte:

„Alle eingereichten Arbeiten zeigen den gleichen wenig erfreulichen Mangel an handwerklichem Fleiß. Im Grunde nimmt keiner der Autoren seine Aufgabe wirklich ernst. Alle Arbeiten sind mit der linken Hand geschrieben; und wenn die meisten der Versuche als Hörspiele firmieren (was sie ebenso wenig sind wie Theaterstücke), so geschieht das offenbar nur deshalb, weil man das Halbfertige und im Ansatz Steckengebliebene dem Rundfunk eher anbieten zu können glaubt als dem Theater. Erstaunlich ist auch das überall festzustellende Fehlen jeder dramaturgischen Technik. Von der Mehrzahl der Verfasser gewinnt man den Eindruck, daß sie ihr Lebtag noch kein Theaterstück gesehen oder gelesen haben. Das in fast allen Versuchen festzustellende Ungenügen an den Formen der gegenwärtigen Demokratie und an dem deutschen Wirtschaftswunder könnte gewiß einen fruchtbaren Nährboden für eine dramatische Auseinandersetzung mit unserer Zeit abgeben, aber keiner der Autoren hat diesen Ansatzpunkt wirklich fruchtbar zu machen verstanden.“

Diese Worte mögen stellvertretend für die Meinung der gesamten Jury stehen, wenn auch unter dem mildernden Umstand der ungünstigen materiellen Verhältnisse der Studenten, die das Schreiben eines größeren Werkes schon an sich zur Seltenheit und anerkanntswert machen. Unter diesem Aspekt und zur Ermunterung zu weiteren Arbeiten wurden folgende Preise verliehen:

- Herrn Reinhard M ü l l e r 200,— DM für seine Hörfolge „Studenten“. (Aus der Chronik einer Verschwörung.)
- Herrn Siegfried H o f f m a n n 100,— DM für das Stück „Zwischen den Grenzen“.

lächerlich fand

und für sie da sein, aber er stieß sie zurück. Und den Grund dafür fand er in sich selbst: um sein Ichbewußtsein, das ihn seiner eigentlichen Aufgabe als Mensch entzog, zu bekämpfen, mußte er eine Abwehrstellung einnehmen, die andere Menschen vor den Kopf stieß. Er sah daher keinen Ausweg als den, sich selbst völlig zu vergessen.

Er tauchte in der Arbeit unter. Er wollte nicht mehr denken, nicht mehr zur Besinnung kommen. Er stieg morgens taumelnd aus dem Bett, raste seine Arbeit herunter und fiel wieder ins Bett. Manchmal, wenn er abends nicht müde genug war, um sofort einzuschlafen, ging er ins Kino. Sonntags war er auf dem Fußballplatz, im Kino, in den Lokalen, auf den Straßen, er mischte sich unter die Menschen, ging in der Menge auf. Er verschenkte Geld, hielt frei, lud ein, gab aus. So fand er bald eine Anzahl junger Leute, die seine Freundschaft annahmen. Nur eines machte ihn unsicher: je mehr er sich um die Menschen bemühte, desto mehr war er in Gefahr, von ihnen als eine Art Mittelpunkt betrachtet zu werden, was ihm beinahe genau so schlimm dünkte, als isoliert zu sein. Er brauchte die Menschen, um leben zu können, durfte ihnen aber nicht gestatten, daß sie auf ihn als Individuum Bezug nahmen. So fand er sich in einem ständigen Zwiespalt zwischen Bemühungen und Zurückhaltung, Hingabe und Vorbehalt.

TOREN

Herrn Klaus Nonnenmann einen Buchpreis für sein Hörspiel „Das kosmetische Märchen“.

In der Sparte Prose war die Beteiligung reger und unter den eingereichten Arbeiten befanden sich einige, die in allen Teilen dem entsprachen, was man in einer guten, literarischen Zeitschrift zu finden hofft.

Die Jury kam zu folgenden Urteilen:

Herr Ansgar Hillach bekommt den 1. Preis von 250,— DM für seine Kurzgeschichte „Der Mann, der sich lächerlich fand“. Den 2. Preis teilen sich Herbert Heckmann — 50,— DM für seine Kurzgeschichte „Die seltsamen Ereignisse des Herrn Jeremias“ — und Herr Klaus Nonnenmann — 50,— DM für seine Geschichte „Das vertauschte Leben“.

Unter den Einsendungen waren noch andere, die die Beachtung der Jury fanden und nur deshalb nicht prämiert werden konnten, weil keine weiteren Preise zur Verfügung standen. Die unbestrittene Güte verschiedener Prosastücke ist ein Beweis dafür, daß schöpferische Kräfte und Fähigkeiten zweifellos vorhanden sind, daß sie sich aber in einer 3- bis 5seitigen Kurzgeschichte unter den obwaltenden Umständen eher niederschlagen können als in einem sehr viel Zeit erfordernden Bühnenstück.

Das gleiche gilt für die Lyrik. Hier ergab sich die weitaus stärkste Beteiligung. Und die Einsender sind durchaus nicht allein unter den Geisteswissenschaftlern oder gar Germanisten zu suchen, wengleich diese den größten Anteil stellen. Die besten Arbeiten — darüber war man sich allgemein einig — gehören durchaus zur besten Klasse junger deutscher Lyrik. Es liegt wohl im wesentlichen in der Natur der Lyrik, insbesondere der modernen, bzw. in dem weitgehenden Mangel an objektiven Wertmaßstäben, daß sich in der Beurteilung der einzelnen Arbeiten innerhalb der Jury weitaus stärkere Meinungsverschiedenheiten ergaben als bei Drama und Prosa. Mehr als in den beiden vorangegangenen Entscheidungen mußte über die Gedichte — sofern sie nur den Anforderungen des Sprachgebrauchs genügten — die subjektive Empfindung urteilen, die allerdings sehr verschieden ausfiel. Auf Grund der Addition der Bewertungspunkte fiel das Urteil:

Herr Thomas Rolandt — der Name ist ein Pseudonym — bekommt für die Gedichte „Magerer Hund“, „Anaphorisch“ und „Paraboloid“ den ersten Preis von 150,— DM.

Herr Fritz Pratz und Herbert Heckmann teilen sich den zweiten Preis von 100,— DM. Es soll nicht verschwiegen werden, daß die Entscheidung sehr knapp war und auch hier nur wieder aus pekuniären Gründen von weiteren Prämiierungen abgesehen werden mußte.

Nach Meinung der Jurymitglieder germanistischer Profession, die hier zweifellos die größte Sachkunde und Objektivität besaßen, wäre einer der ersten Preise für die Arbeiten von Herrn Menzel und Fräulein Britta Tittel vergeben worden. Der Rest der Jury konnte sich dem zwar nicht anschließen, aber es bleibt eingeräumt, daß die Zukunft der Meinung der Fachleute rechtgeben kann.

Wenn auch nicht verschwiegen sein darf, daß einige Arbeiten so schlecht waren, daß sie nicht einmal Gnade vor einer Jury des Hintertupfingers Trachtenvereins gefunden hätten, so gibt doch ein Rückblick auf den Wettbewerb und das Niveau seiner Arbeiten Grund zur Freude. Uns bleibt nichts anderes, als der Mehrzahl der Einsender weitere Mühe zur literarischen Arbeit zu wünschen. Wir selbst hoffen auf die Fortsetzung ähnlicher Wettbewerbe, für die der DISKUS das Seine gern tun wird.

Der Kaufmann freilich war sehr befriedigt, daß sein Lehrling sich die Ermahnung so zu Herzen nahm (denn seine Emsigkeit hatte sich verdoppelt und seine Heiterkeit etwa im gleichen Maße vermindert), und bat daher seine Frau, sie möge doch ihren zweifellos berechtigten Unwillen einmal bezwingen und, wie alle Jahre, auch diesmal zu Brunngrabs Geburtstag einen Kuchen backen. Frau Rebenschwein konnte sich den Bitten ihres Gemahls, der ihr bei der Gelegenheit eine längere Erholungsreise versprach, nicht verschließen und entschloß sich sogar, Brunngrab selbst zu gratulieren und ihm ein Paar Socken zu überreichen. Am Morgen des Geburtstages breitete sie den Gabentisch, während der Kaufmann seinem Lehrling mit unverdächtiger Miene bedeutete, er möge vor der Tür warten, bis man ihn hereinrufe. Brunngrab, der an diesem Morgen gar nicht wußte, daß er Geburtstag hatte, wartete mit klopfendem Herzen. Als er schließlich hinter der Tür seinen Namen rufen hörte, zögerte er noch einen Augenblick, ging dann zur Tür, klopfte an und öffnete. Die Überraschung war vollkommen. Im Vordergrund des Zimmers stand der Kaufmann und lächelte ihm gönnerisch entgegen, im Hintergrund saß in einem Lehnstuhl Frau Rebenschwein mit unentzifferbarem Gesicht. Brunngrab war so bestürzt, das er vergaß, einen guten Morgen zu wünschen. Herr Rebenschwein bemerkte seine Verlegenheit mit Vergnügen und räusperte sich bedeutungsvoll, um die Situation noch ein paar Sekunden zu genießen. Schließlich holte er tief Luft, ging auf Brunngrab zu und sagte: „Mein lieber Brunngrab, ich habe Sie hierher gerufen, weil Sie heute Geburtstag haben. (Hier machte er wieder eine kleine Pause). Wir möchten nicht versäumen, Ihnen zu diesem Anlaß auf das herzlichste zu gratulieren, indem wir hoffen, daß unser gutes Einvernehmen auch in Zukunft in beiderseitigem Interesse erhalten bleibe.“

Brunngrab schluckte, suchte nach Worten. Nie im Leben war er sich unnützer vorgekommen. Seit jenen Nächten, da in ihm ein Mensch zum erstenmal sich selbst erblickte, hatte er nicht ein solches Chaos erlebt. Der Kaufmann wartete gespannt. Und plötzlich brach es los, ein panisches Gelächter, das im Sturm der Selbstvernichtung über ihn kam und aus ihm kochte. Brunngrab hörte nicht den Schrei, der aus dem Hintergrund des Zimmers kam, er fühlte nur eine Faust im Nacken und die harten Kanten einer Steintreppe, die über seinen Körper ratterten. Und die letzten Wellen seines Lachens waren wie die Fetzen, die man von einem blutenden Leibe reißt.

Brunngrab schlief in der folgenden Nacht unter einem Brückenbogen am Fluß. Als er am Morgen erwachte, spürte er heftigen Hunger. Er wollte ins Städtchen gehen und sich etwas kaufen, aber er erinnerte sich, daß er kein Geld hatte. So bat er Gott, er möge ihm etwas zu essen schicken, oder, noch besser, ihn sterben lassen. Auf den Feldern fand er noch ein paar Gurken. Als er ins Städtchen kam, traf er Felix, einen jungen Mann, den er oft eingeladen hatte und der ihm zuflüsterte, der Kaufmann Rebenschwein habe sich einen neuen Lehrling genommen. Da er Stimmen hörte, entfernte er sich schnell. Brunngrab ging weiter und bemerkte, daß alle Leute verstummten, wenn sie seiner ansichtig wurden. Eine Mutter mit einem Kind auf dem Arm trat schnell ins Haus. Hinter den Gardinen standen Menschen und beobachteten ihn.

Und Brunngrab lachte.

Und die Menschen, die ihn hörten, schauten einander an und wußten, was sie nicht sagen wollten. Brunngrab aber wollte nicht ausgestoßen sein, er ging am nächsten Tag wieder ins Städtchen in der Hoffnung, Arbeit zu finden, denn ihm war Angst vor sich selbst. Aber er fand die Häuser verschlossen und die Augen ihrer Bewohner auf sich gerichtet wie auf eine heikle Wunde. So verging kein Tag, an dem er nicht sein obszönes Gelächter anstimmte.

Er stand am Fluß, als sie ihn fanden. Er ging ihnen entgegen und fragte, ob sie wohl Arbeit für ihn hätten. Sie sagten ja, die hätten sie, wenn er nur einsteigen und mitfahren wolle. Während der Fahrt saß er zwischen den beiden und unterhielt sich mit ihnen. Er sagte, er sei sehr glücklich und dankbar, daß sie ihn genommen hätten, denn er wisse wohl, daß er nicht viel wert sei. Wenn er nur jemandem helfen könne.

Das sagte er auch dem Arzt, mit dem er sich nach seiner Ankunft in dem neuen Haus unterhielt. Der Arzt stellte ihm viele Fragen, die Brunngrab, so gut er konnte, beantwortete. Er sagte ihm auch, daß es etwas sehr Schönes sei, Kranke pflegen zu dürfen, weil er da immer mit Menschen zusammen sei, denen er helfen könne. Der Arzt schien sehr nachdenklich zu sein, wenigstens ein Mensch, der ihn verstand.

Am dritten Tage wurde er vor die Ärztekommision geführt. Wozu das alles — die vielen Männer, die ihn erwartungsvoll anblickten, verwirrten ihn. Er wollte ihnen sagen, er sei doch unwichtig, draußen waren so viele Kranke, die Hilfe brauchten. Doch da kam wieder das Lachen über ihn, und er wurde hinausgeführt.

Unter den Kranken fühlte er sich wohl. Er hatte ein gemeinsames Zimmer mit ihnen und durfte auch bei ihnen schlafen. Die Mannigfaltigkeit der Menschen faszinierte ihn. Es gab ihrer

so viele, jeder anders, jeder gut. Und sie brauchten ihn. Dem einen mußte er den Weg zum Bahnhof zeigen, dem anderen wischte er den Speichel vom Kinn, einem Dritten hörte er aufmerksam zu, wenn er die Geschichte von seiner Ermordung erzählte. Und sie waren alle von rührender Dankbarkeit.

Freilich gab es auch andere, er hörte oft ihr Schreien und Toben in den Gängen des Hauses. Wie gern hätte er auch ihnen geholfen, aber als er es dem Arzt sagte, bekam er keine Antwort.

Damit endet die Geschichte von Brunngrab, aber das Leben für Brunngrab fing hier erst an. Die Wärter und Ärzte staunten, ein solcher Fall war ihnen noch nicht vorgekommen. Manche hielten ihn auch für gesund. Als er jedoch nach Jahren noch einmal vor die Ärztekommision gebracht wurde, scheiterte auch dieser Versuch an seinem wahnsinnigen Gelächter. Nunmehr stand die Krankheit des Patienten außer Zweifel. Es bleibt kaum noch zu sagen, daß wohl nie ein Wärter sich mit solcher Geduld und Hingabe den Kranken gewidmet hatte wie Brunngrab.



Zeichnungen: Georg Alberth

Ansgar Hillach

Der Elektronenstempel

Nach einem modernen Sprichwort ist der Mensch eine schlecht konstruierte Maschine; er reagiert, arbeitet und denkt viel zu langsam. In diesen Funktionen wird er für das Erwerbsleben deshalb durch allerlei Hilfsgeräte verbessert: Elektronenröhren reagieren und entscheiden, Motoren arbeiten für ihn, und selbst so unscheinbare Geräte wie einfache Bürostempel entheben ihn der mühevollen Arbeit mit Tinte und Feder. Die „Überwachungsfunktion“ ist die wahre Aufgabe des Menschen der Zukunft.

Der Mensch der Gegenwart ist darauf allerdings noch nicht so spezialisiert. Wenigstens lassen die Erfolge zu wünschen übrig. Monatelang rannen z. B. Ströme von „portopflichtigen Dienstsachen“, Briefsendungen, Zahlungsaufforderungen und Studienbüchern aus der Universitätsquästur in die Briefkästen, um von dort über diverse Postämter und Verteilerstellen zur Universität zurückzukehren, wo sie gesammelt und gegen die nunmehr entstandene Postgebühr (10 bis 40 Dpf) den hier ihre Post abholenden oder im nur 10 Meter von der Quästur entfernten Studentenhaus wohnenden Kommilitonen ausgehändigt wurden.

Schon durch die Definition ist ausgeschlossen, daß ein homo sapiens wehrlose Stempel („Durch die Post“, „Portopflichtige Dienstsache“, „Porto zahlt Empfänger“ usw.) auf all diese an die Universität selbst adressierten Schriftstücke gedruckt hat, um sie als Postgut zu deklarieren. Ein Stempel kann schließlich nur Schreib-, nicht aber Denkarbeit erleichtern. Diese Überlegung bestätigt die Theorie, daß in der Quästur eine Stempelmaschine sich austobte, die von Verwaltungskosten, Arbeitskräftemangel, Konjunkturüberhitzung durch Überlastung der Bundespost sowie dem schmalen Geldbeutel der Porto-zahlen-müssenden Studenten nichts versteht und zudem die Möglichkeit hatte, sich der Überwachung durch einen homo sapiens bisher erfolgreich zu entziehen.

Die Quästur war zur sinnvollen Steuerung der „rationalisierenden“ Stemperei offensichtlich nicht in der Lage. Daraus entsteht die Notwendigkeit, für das nächste Semester eine dieser modernen Elektronenmaschinen anzuschaffen, die sich selbst kontrollieren. Nur so ist anscheinend zu verhindern, daß die Post bemüht wird, um Briefe im Hause des Absenders zuzustellen.

K. Walter



Tip!

Es ist geplant, mit Beginn des Wintersemesters einen Fotowettbewerb zu veranstalten. Er soll in folgenden Gruppen ausgetragen werden:

1. Coloraufnahmen
2. Landschaft und Architektur
3. Porträts
4. Subjektive Fotografie

Die Realisierung des Wettbewerbs hängt davon ab, ob es den Veranstaltern gelingt, genügend Interessierte und Mäzene zur Stiftung von Preisen zu bewegen.

Immerhin raten und wünschen wir allen Kommilitonen für die Ferien frohes Fotografieren.

Die Redaktion

Abtrünnige Komik



Alles was ich erreichen möchte, ist, daß die Leute lachen“ (Chaplin). Diese Clownsmaxime gibt sich als Konzession an den Ernst des Lebens, der das Lachen als bloß erholsamen Exkurs neben sich duldet. Sie präsentiert in Charlie, dem „kleinen Mann“, einen Spaßmacher, scheint einer trivialen Komik das Wort zu reden und nimmt den Widerspruch von Chaplins Filmen auf sich, die einer tieferen Bedeutung verdächtig sind. Sie wird bestätigt, wenn der Versuch, solche Bedeutung zu explizieren, dem Clown Charlie recht geben muß.

Charlie erfährt die „Tücke des Objekts“ und verweigert ihr die Anerkennung. Er stolpert, kehrt um und geht den Weg noch einmal, um recht zubehalten.

Er wird von einem Auto überfahren und straft das Unglück Lügen — hingebungsvolle Reinigung seiner Kleider ist einzige Replik.

Wird er zum Kampf verlockt und erfährt er den unaufhebaren Widerstand, so greift er zur Pose des absichtslosen Spiels, das nicht unterliegen kann.

Charlie versteht die Welt, wie sie sein soll, und spielt ihr einen Streich, wo sie anders ist.

Allein im Medium der Bewegung verkörpert sich Aktion und Reaktion, keiner Konsequenz der Wörtlichkeit verpflichtet, jeden Augenblick der Umdeutung oder Auflösung in spielerische Absichtslosigkeit offen. Beschränkung auf die Geste, eine Erfordernis des Stummfilms, wird Chaplin zum einzig möglichen Kunstmittel. In seinen Angriffen auf den Tonfilm verteidigt er vor allem seine eigene künstlerische Konzeption, die am Wort zerbrechen muß.

Charlies Schamhaftigkeit, in der er mit der Welt seinen Kompromiß zu machen scheint, erweist sich durch ihre schmitzige Verspieltheit als Finte, welche die Innerlichkeit vor der Welt und dem Pathos des Ich rettet.

Einer Existenz an den Rand geschrieben

In einer Mansarde

Fabrikschornsteine sind nicht das Übliche. Mietshäuser... — ja. Weiße Quadranten, dazwischen ein Parkplatz, ein kleiner Rest Gras. Die Hitze regt sich nicht. Die Plätze sehen aus wie Spiegelungen eines Jenseits, das man weder mit dem Glauben noch mit der Erkenntnis erreichen kann: Intervalle der Zeit — einen Augenblick lang scheint die Wirklichkeit sich selber zu bezweifeln.

Die Mansarde liegt hoch genug. Wenn er das Fenster schließt, ist nichts mehr, was das Bewußtsein seiner inneren Leere stürte. Er kann aufhören, seine Einsamkeit für rühmend zu halten. Er kann aufhören, Träume zu inszenieren, die ihn zur Wahrnehmung des Irrealen doch nicht befähigen werden.

Er ist ein Intellektueller. Er liebt die Menschen nicht. Seine Befindlichkeiten sind neutral, Lust und Schmerz gehören zu den Irrtümern, die seine Seele nicht auf sich nimmt. Leid — ein Motiv für Gedankengänge. Zwang vielleicht, eine neue Formulierung zu versuchen. Wer sich in die Obhut von Terminologien begibt, denkt nicht an Selbstmord. Unter den Vorwänden, aus denen sein Dasein besteht, gibt es zwar keinen, der ihn am Leben hielte — aber der Tod ist ihm nicht geneigt.

... ein Atemzug Regen. Die Steine werden leichter. Die Dächer sind gesprenkelt mit Reflexen eines gewittrigen Himmels, der immer tiefer herunterkommt. So tief, daß es ihn — genau genommen — schon gar nicht mehr gibt.

Auch quält es ihn, daß die Nächte jetzt hell sind. Nichts nimmt ihn gegen Offenbarungen in Schutz — das Irreparable läßt sich nicht länger umgehen. Den Phantomen der Dinge preisgegeben, für die er nichts kann, sucht er verzweifelt nach einer Hintertür, durch die er um sein fades Dasein herumkommen könnte. Ideen sind keine Zuflucht. Sie werden von der Sorglosigkeit derer verschuldet, die nicht imstande sind, das Leben zu lieben, und zu unbegabt, es zu hassen. Sie münzen ihre Kümernisse in Prinzipien um, ihre Schwächen in Begriffe und ihre Hoffnungen in Systeme. Da es ihnen nicht vergönnt ist, den Täumel, der sie geboren hat, im Gedicht zu wiederholen, definieren sie die Welt zu Ende. So entgehen sie dem Schicksal, das doch allein vermöchte, ihnen mit den Niederlagen auch die Tröstungen zu beschören.

Auf der Post nimmt sich der Bürobote Charlie einen bärtigen Mann her, klappt ihm die Kinnlade herunter, holt die Zunge hervor und befeuchtet an ihr in schneller Folge die Marken für seine zahlreichen Briefe, hebt den Hut steil auf, dankt und geht. Der Bärtige, starr vor Staunen, bleibt mit herausgestreckter Zunge unbewegt stehen. Charlie kehrt zurück, schließt ihm mit mechanischem Griff den Mund und stellt ihn an seinen Platz in der Reihe der Wartenden zurück, hebt den Hut und geht. Dieser Gag — vielleicht zu grotesk, als daß er für Chaplin typisch wäre — verrät eine in Chaplins Filmen häufig angewandte Technik. Die Pointen werden nicht in einsinniger Reibung gesteigert, sondern gegeneinander ausgespielt.

Ein Mensch ist kein Automat. Charlies unverfrorene Pffiffigkeit bricht mit dieser konventionalisierten Ansicht und gerät damit zu ihr in komischen Widerspruch. Der Bärtige, der mit gutem Erfolg durchsetzen könnte, daß recht bleibt, was recht ist, versagt; und das Gelächter hält sich an ihm schadlos und dauert noch an, wenn Charlie schon gegangen ist. Wie zurückgerufen von ihm, kommt Charlie wieder, beweist Sinn fürs Schickliche, bietet Genuß, indem er seinen Automatenmenschen hinstellt, wo er ihn hergeholt hat. In der äußerlichen, peinlich-genauen Beachtung gewisser Verhaltensregeln interpretiert er die Konvenienz auf seine Weise. Er macht glauben, daß er nur in einer geringfügigen Äußerlichkeit gegen sie verstoßen habe, und zieht sie damit selbst unmaßgeblicher Oberflächlichkeit. Die erste Pointe bekommt ihren eigentlichen Grund entzogen; das Publikum hatte, wie es jetzt scheint, sich zu übertriebener Heiterkeit hinreißen lassen, mit der zweiten Pointe belacht es sein eigenes Versehen.

Die Komposition vieler Chaplinscher Gags überführt die Konvenienz als eine Summe penibler, unmaßgeblicher Verbindlichkeiten, mit denen nicht in ernsthaften oder komischen Konflikt zu geraten ist. Charlies Provokationen sind letztlich ins Leere gegangen. Chaplins Komik bringt sich durch ein „Als ob“ in Gang und endet im beziehungslosen, verspielten komischen Gestus.

Wechselseitige Relativierung der Pointen reduziert den komischen Konflikt zum mißverstandenen Anlaß, aus dem eine gleichsam komische Gebärde, nur dem Gesetz innerer Bewegtheit folgend, sich fortentwickelt.

Die Choreographie des Gags sucht das Komische zu verteidigen gegen eine Welt, der das Lachen vergeht. Rolf Horst

Die Geschichte zählt nach Opfern, nicht nach Theorien. Sie ist ein fortgesetzter Frevel an der Erkenntnis. Wenn die Schreie der Bettler verstummt, das Blut der Mächtigen versiegt und die Ketten der Sträflinge verrostet sind, wenn der Wind stirbt und der Geist wieder über den Wassern schwebt, wird die Anmassung der Meditation offenbar, ihre Nichtigkeit unwiderruflich. Entsetzen und Seligkeit sind Laster. Der vollkommen Reine hat kein Schicksal.

Und doch ist es das Schicksal, auf das er sich herausreden möchte, wenn der Jammer seines Herzens über die Schädlichkeit seiner Ideen triumphiert. Das heißt den Beweis schlechten Geschmacks erbringen. Wissen, daß man nicht zu existieren verdiente. Selbstmitleid. Aber die Solidarität mit der eigenen Nie-

Mikrofilm-Aufnahmen

DISSERTATIONS-ARBEITEN

Die Photocopie Gesellschaft

FRANKFURT - MAIN Westendstraße 47 · Tel.: 77 8441

derlage entmächtigt, was man für sie verantwortlich machen möchte. Der Tod als Pose — nur posthum ist die ironische Zustimmung zum Leben elegant.

... die Stadt liegt lange still. Der Morgen beginnt in den großen Blechen gegenüber, deren Gleißeln die Luft zerknittert. Falten im Dunst der Straße, die Häuser angelaufen von Tau, die Bäume krauchig, mit ausgepumpter Lunge. Der Wind geniert sich, das Licht der Sonne ist unfruchtbar, kühl — es entkräftet die Melancholie. Ein Augenblick, in dem ihn Ideen, wenn er sie besäße, in Schlaf wiegen könnten.

Denn Gedichte sind Resultate der Schwermut. Man muß in seine Traurigkeiten versunken sein, um die Erlösung des Wortes zu versuchen — und dann zu entdecken, daß die Stummheit der Welt jeden Ausdruck vernichtet, den ihr ein Dichter verleihen wollte.

Helmuth Krapp

Zeitschriftenschau

Wir empfehlen unseren Lesern folgende Zeitschriftenartikel zur Lektüre:

Politik

- Das Geheimnis der wissenschaftlichen Stärke
Joseph und Stewart Alsop in *Der Monat*, 1956, H. 94.
- Inquest on Europe. Betrachtungen eines Skeptikers
Geoffrey Barraclough in *Deutsche Universitätszeitung*, 1956, H. 12.
- Sieg und Niederlage der spanischen Republik
Hans Erdt in *Deutsche Rundschau*, 1956, H. 7.
- Der sowjetische Angriff und die amerikanische Politik. Die unbekannte Gefahr
Averell Harriman in *Das Parlament* vom 11. Juli 1956.
- Das Abendland und das Kleine
Friedrich Heer in *Deutsche Rundschau*, 1956, H. 7.
- Das Vorspiel zum Kriege. Zum zwanzigsten Jahrestag des Spanischen Bürgerkrieges
Werner Otlowsky in *Der Monat*, 1956, H. 94.
- Niemand darf gegen sein Gewissen... Ein Beitrag zur Diskussion über die Kriegsdienstverweigerer
Marianne Regensburger in *Deutsche Rundschau*, 1956, H. 7.

Wissenschaft

- Abhandlungen zum Schichten-Problem
Helmut von Bracken, Albert Wellek, Oswald Kroh und Friedrich Darmstädter in *Studium generale*, 1956, H. 5.
- Der Mythos in der Geisteslage der Gegenwart
Adolf Allwoh in *Zeitwende*, 1956, H. 7.
- Der Verrat im 20. Jahrhundert
Margret Boveri in *Merkur*, 1956, H. 6.

Kultur

- Die Lage der deutschen Hochschulen
Helmut Coing in *Die Gegenwart*, 1956, H. 12.
- „... hör wieder Schläger dröhnen.“ Die Studentenbünde und die Hypotheken ihrer Vergangenheit
Heinz Enke in *Frankfurter Rundschau* vom 30. Juni 1956.
- Über die gegenwärtigen Kulturverhältnisse
Arnold Gehlen in *Merkur*, 1956, H. 6.
- Manier und Manie in der europäischen Kunst
Gustav René Hocke in *Merkur*, 1955, H. 6.

Hochachtung vor Natonek

Das Regime in Mitteldeutschland hielt es für opportun, eine größere Zahl seiner politischen Häftlinge freizulassen. Unter diesen Menschen befand sich Wolfgang Natonek, der nach achtjähriger Haft Anfang dieses Jahres entlassen wurde. Wir haben es nicht vergessen, daß die SED den Studentenratsvorsitzenden der Universität Leipzig auf ihre Art „abwählte“. Da Natonek Mitglied des „Liberalen Studentenbundes“ ist, war es naheliegend, daß er im Kreise der hiesigen Gruppe referierte. Diese Frankfurter Gruppe, die sich seltsamerweise „Freie Demokratische Hochschulgruppe“ nannte, hat sich vor wenigen Tagen in „Liberaler Hochschulgruppe“ umbenannt. Offenbar war der Vorstand der Gruppe derart durch die Umbenennung in Anspruch genommen, daß er Natoneks Vortrag „Jugend zwischen Ost und West“ nicht, wie das die anderen Gruppen tun, durch Plakate ankündigte und der Aushang am Schwarzen Brett reichlich spät erschien.

Wer befürchtete, einem durch langjährige Haft gebrochenen und verbitterten Mann zu begegnen, dem wurde durch die abgewogenen Gedanken und die ruhige Sprache Natoneks deutlich, daß dieser nicht zerbrochen, sondern frei und unabhängig geblieben ist. — Der Osten, erklärte Natonek, suche die Unteilbarkeit der Freiheit aufzuheben. So verweigere die SED auf politischem Gebiet nach wie vor alle Freiheit. Hingegen gewähre sie auf kulturellem Gebiet einen größeren Spielraum. Dies geschehe nicht, weil die Kommunisten ihre Liebe z. B. zur Literatur entdeckt hätten, sondern um den Wunsch der Bevölkerung nach Freiheit auf ein für das System ungefährlicheres Gebiet abzulenken. Tatsächlich stürze sich die Bevölkerung mit Macht auf diese neugeschaffene kulturelle Bewegungsfreiheit. Durch diesen Trick sei es möglich, daß sich die Menschen mit der Unfreiheit abfinden.

Bezüglich der Beziehungen der Deutschen im Westen zu denen in der Zone sagte Natonek, daß hier rationales und emotionales Verhalten miteinander im Streit lägen. Für die Menschen in der Zone sollten wir alle Liebe und Hilfe aufbringen. Im politischen Bereich jedoch müsse die ratio zur Grundlage unserer Entscheidungen gemacht werden. Bei Verhandlungen zwischen Bonn und Pankow müßte einer der beiden Verhandlungspartner auf seine Grundlagen verzichten, falls die Verhandlungen erfolgreich sein sollten. Allein aus diesem Grund seinen Verhandlungen auf dieser Ebene abzulehnen, weil wir auf die Freiheit nicht verzichten können und Pankow seiner Grundlage nicht verlustig gehen wolle.

In der Aussprache wurde Natonek nach seiner Ansicht über die Verhältnisse in der Bundesrepublik befragt. Er antwortete, daß die Menschen in der Zone durch die Not zu Dankbarkeit und Bescheidenheit erzogen worden seien. Hier im Westen sollte man wieder lernen zwischen wichtig und unwichtig unterscheiden zu können. — Alle Hörer dieser Veranstaltung im Studentenhause sahen und hörten Natonek zum ersten Male, wenn ihnen auch das Schicksal Natoneks seit Jahren bekannt war. Wohl keiner versagte Natonek Hochachtung und Dank für seinen Einsatz und sein Opfer.

U. K.

Der Zentral-Verlag für Dissertationen Triltsch - Düsseldorf - B, Jahnstraße 36, druckt Dissertationen preisgünstig. Angebote unverbindlich!

STAHLROHR-GERÜSTBAU BACHMANN & CO.

Praunheimer Landstraße 80

Frankfurt am Main

Telefon 77 43 81

Erstellung von Stahlrohr-Gerüsten für Neu- und Umbauten, Tribünen und allen sonstigen Zwecken

Ordentliche Mitgliederversammlung für das abgelaufene Geschäftsjahr 1955

Die Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V. hatte durch den Vorsitz des Vorstandes, Herrn Dr. H. W. Schmidt-Polex, München, zu ihrer diesjährigen Ordentlichen Mitgliederversammlung auf Freitag, den 13. 7. 1956, 16.00 Uhr, in den Senatsitzungssaal der Universität, Frankfurt am Main, Mertonstraße, eingeladen.

Die Tagesordnung umfaßte die Punkte:

1. Entgegennahme des Geschäftsberichtes über das abgelaufene Geschäftsjahr (Kalenderjahr 1955);
2. Abnahme der Jahresabrechnung und Erteilung der Entlastung;
3. Neuwahl des Beirats;
4. Neuwahl des Rechnungsprüfers;
5. Verschiedenes.

Nach Begrüßung der anwesenden Mitglieder durch den Vorsitzenden wurde zu Punkt 1 und 2 durch den Geschäftsführer, Herrn Dr. Fritz Scheller, der untenstehende Geschäftsbericht verlesen.

Geschäftsbericht

über das abgelaufene Geschäftsjahr (Kalenderjahr) 1955

Das abgelaufene Berichtsjahr, Kalenderjahr 1955, stand wiederum im Zeichen einer stetigen Aufwärtsentwicklung, sowohl was die Mitgliederzahl als auch die Mitgliedsbeiträge betrifft. Das wird bewiesen durch die Steigerung unseres Mitgliederbestandes (incl. Förderer) von 630 (Stand am 1. 1. 1955) auf 739 am Ende des Berichtsjahres und durch die Erhöhung unserer Einnahmen aus festen Mitgliedsbeiträgen um rd. 10 000,— DM gegenüber dem Vorjahr, eine Entwicklung, die dazu beigetragen hat, die Erfüllung unserer Aufgaben gegenüber der Universität wesentlich zu erleichtern.

Aber nicht nur materiell, mehr noch in gesellschaftlicher und kultureller Beziehung hat die Vereinigung an Boden gewonnen. Um unsere Vereinigung über den rein finanziellen Zweckverband hinaus zu erheben, haben wir durch eigene Vortragsveranstaltungen und Vermittlung der Teilnahme an Vorträgen



uns nahestehender Organisationen versucht, den geistigen und persönlichen Kontakt mit unseren Mitgliedern zu fördern und eine dem Universitätsgedanken auch geistig verbundene Gemeinschaft aufzubauen. Auch im Jahr 1955 haben 2 Vorträge mit anschließendem geselligem Beisammensein stattgefunden, und zwar

1. am 27. 10. 55 Vortrag des Deutschen Generalkonsuls in Singapur, Herrn Dr. Hans Ulrich Granow über „Malaya im Sturmwind der asiatischen Revolution“;
2. am 5. 12. 55 Vortrag des Präsidenten der Paneuropa-Bewegung, Prof. Dr. phil. Graf von Coudenhove-Kalergi über „Europa und die Wiedervereinigung — Deutschland am Scheideweg?“;

die unseren Kreis über den engeren Bezirk hinaus auch in der Öffentlichkeit bekanntgemacht haben.

Die erhöhten Einnahmen aus Mitgliedsbeiträgen und Sonder-spenden erlaubten es uns, im Berichtsjahr Zuwendungen an die Universität und ihre Institute von insgesamt 94 460,15 DM zu gewähren oder als zweckgebundene Spenden befreundeter Firmen weiterzuleiten. Darüber hinaus wurde in diesem Jahr der auf Festgeldkonto reservierte Betrag für den Bau des Studentenwohnheims an der Bockenheimer Warte in Höhe von 50 000,— DM abgerufen.

Die Einkünfte der angeschlossenen Stiftungen sind im Berichtsjahr weiter gestiegen: beim Paul-Ehrlich-Fonds durch die erhöhten Dividendeneinnahmen, beim Henry-Oswald-Fonds durch eine private zweckgebundene Zuwendung von befreundeter Seite in Höhe von 1000,— DM.

Nach einem Beschluß des Stiftungsrates der Paul-Ehrlich-Stiftung soll mit Wirkung ab Kalenderjahr 1955 der Paul-Ehrlich-Preis nur alle 2 Jahre zur Verteilung gelangen. Da die letzte Preisverteilung anlässlich des 100. Geburtstages der Forscher Ehrlich und Behring im Jahre 1954 erfolgte, wird die nächste Preisverteilung erst wieder 1956 stattfinden, und zwar im Herbst d. J. anlässlich des 50jährigen Bestehens des Georg-Speyer-Hauses am 3. 9. 1956.

Der Eintrittskartentausch mit dem Orient-Institut, der Wirtschaftspolitischen Gesellschaft, der Christlichen Gesellschaft für Kultur, der Akademie für Welthandel u. a. hat sich für unsere Mitglieder als sehr anregend erwiesen und den Gemeinschaftsgedanken gefördert.

Die Werbung interessierter prominenter Persönlichkeiten und deren Berufung in den Beirat hat auch die allgemeine Werbung wesentlich unterstützt.

Jahresabrechnung

Dem im Prüfungsbericht für das Kalenderjahr 1954 per 31. 12. 1954 ausgewiesenen Reinvermögen von 239 759,17 DM steht ein Reinvermögen per 31. 12. 1955 gegenüber von 281 235,22 DM Die Vermögenserhöhung von 41 476,05 DM ist reiner Vermögenszuwachs aus lfd. Einnahmen.

Die Gesamteinnahmen im Kalenderjahr 1955 setzten sich wie folgt zusammen:

1. Mitgliederbeiträge	51 686,— DM
2. Spenden	76 115,— DM
3. Zinsen und Wertpapiererträge (ohne Kursdifferenzen)	12 506,41 DM

Gesamteinnahmen 1955: 140 307,41 DM

gegenüber den Einnahmen 1954:

1. Mitgliederbeiträge	41 954,— DM
2. Spenden	18 070,— DM
3. Zinsen und Wertpapiererträge (ohne Kursdifferenzen)	12 184,21 DM

Gesamteinnahmen 1954: 72 208,21 DM

Es ergibt sich gegenüber dem Vorjahr eine Mehreinnahme von 68 099,20 DM

An Zuwendungen konnten wir im abgelaufenen Geschäftsjahr der Universität und ihren Einrichtungen und Instituten insgesamt

94 460,15 DM

zur Verfügung stellen.

Die im Berichtsjahr gegebenen Zuwendungen sind in einer besonderen Liste und außerdem im Prüfungsbericht im einzelnen aufgeführt. Sie entsprechen den Bestimmungen der Satzung und haben sich auf zahlreiche Empfänger im Rahmen der Universität verteilt.

Aus den Gesamteinnahmen des Berichtsjahres 1955 mit 140 307,41 DM gegenüber den Gesamtzusendungen 1955 mit einschl. Unkosten und Kursdifferenzen 98 831,36 DM ergibt sich ein Überschuß von 41 476,05 DM

Über den Abschluß zum 31. 12. 1955 liegt der Prüfungsbericht der Allgemeinen Revisions- und Verwaltungs-AG. (Alrevisio) vor, der auf Wunsch bei der Geschäftsführung eingesehen werden kann.

Vorbericht über das laufende Geschäftsjahr 1956

Im jetzt abgelaufenen ersten Halbjahr 1956 ist eine weitere stetige Aufwärtsentwicklung der Vereinigung, sowohl in der Mitgliederzahl als auch nach den zufließenden Einnahmen festzustellen.

Der Mitgliederbestand von 739 zu Beginn des Geschäftsjahres ist auf rd. 800 per 30. 6. 1956 (die Zahl unserer Förderer von 27 auf 30) angewachsen, wobei zu berücksichtigen ist, daß auch der alljährliche natürliche Abgang durch Tod und Kündigung durch Neuaufnahmen wieder aufgeholt werden mußte.

Im Rahmen der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät spricht

am Freitag, dem 27. Juli 1956, von 11—12 Uhr, im Hörsaal S

Herr Professor Dr. Oskar Morgenstern,
University of Princeton

Über die Meßbarkeit des Nutzens:
Theorie und Experiment

Die Mitglieder der Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität sind herzlichst eingeladen.

Aus unserem Veranstaltungsprogramm konnten wir leider nur einen Vortrag verwirklichen und zwar den von Herrn Bundesaußenminister Dr. Heinrich von Brentano, gehalten in der Aula der Universität am 22. 2. 1956 über „Fragen der auswärtigen Politik“. Als weiterer Redner war Herr Bundesfinanzminister Dr. Schäffer vorgesehen. Leider ist dieser Vortrag bisher noch nicht zustande gekommen.

Aus den laufenden Einnahmen und Spenden konnten in diesem Halbjahr ca. 42 000,— DM ausgeschüttet werden.

25. August 1956

Prof. Dr. K. Hesse

Bericht über eine Reise nach Pakistan und Aghanistan 1956

mit Farbdias

22. September 1956

Prof. Dr. Dr. G. Mensching, Bonn

Der Eintritt des Christentums in die Welt der Religionen

(Unter Berücksichtigung der Textfunde am Toten Meer)

jeweils 18.00 Uhr im Hörsaal des Senckenberg-Museum

Eintritt frei für die Mitglieder der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V.“ Interessenten, die die Vorträge des Orient-Institutes laufend zu besuchen wünschen, bitten wir, ihre Anschrift beim Büro des Instituts, Savignystraße 65, Telefon 77 41 64, aufzugeben. Sie erhalten alsdann zu allen Vorträgen Einladungen.

Neue Mitglieder des Beirats

Außer den bisherigen Mitgliedern des Beirats wurden neu in den Beirat gewählt:

Friedrich Sperrl, Generaldirektor der Telefonbau und Normalzeit GmbH., Ffm., Mainzer Landstraße 136,

Curt Frhr. von Preuschen, Vorst.-Mitglied der Siemens-Schuckertwerke AG., Ffm., Hans-Sachs-Straße 14,

Bruno Schubert, Konsul, Generaldirektor der Henninger-Bräu AG., Ffm., Wendelsweg 64,

Dr. Werner Hilpert, Staatsminister a. D., Oberursel/Taunus, Freiheit 9,

Prof. Karl Jaspers, Basel/Schweiz, Austraße 126,

Carl Zuckmayer, c. o. Frau Jacobowski, Darmstadt, Ohlystraße 33,

Dr. Eduard von Schwarzkoppen, Gesch.-Inh. der Berliner Handelsges., Falkenstein/Taunus, Am Ellerhang 2,

Dr. Leisler Kiep, Präs. des Deutschen Roten Kreuzes Hessen, Kronberg/Taunus, Königsteiner Straße 7 A,

Joseph Neckermann, Inh. der Neckermann-Versand KG., Frankfurt am Main,

Prof. Dr. Ernst Beutler, Direktor des Freien Deutschen Hochstiftes, Frankfurt am Main,

Dr. Dr. h. c. Hans Carrossa, Rittsteig bei Passau.

Katholische Studentengemeinde

Gottesdienste

Freitag, 20., 27. 7., 7.00 Uhr, Gemeinschaftsmesse in der Kapelle des Studentenhauses.

Sonntag, 22. 7., 8.30 Uhr, Semester-Schlussgottesdienst in der Aula der Universität.

Offener Abend des Studentenpfarrers
Freitag, 20. 7., 20.00 Uhr, im Großen Klubraum des Studentenhauses „Der Christ und der Jude“

Arbeitskreis

Montag, 23. 7., 17.00—18.30 Uhr, im Internationalen Treffpunkt des Studentenhauses. Arbeitsgemeinschaft über DIAMAT. Ltg.: Hans Baumgartner.

Montag, 23. 7., 19.15—20.00 Uhr, in der Kapelle des Studentenhauses. Studentische Glaubensschule. „Christliche Grundhaltungen“, P. Prof. Dr. Oswald von Nell-Breuning SJ.

Sonderveranstaltungen

Sonntag, 22. 7., SOMMERFEST der Katholischen Studentengemeinde. Näheres siehe Aushang.

FERIENLAGER an der Ostsee: Montag, den 30. Juli bis Mittwoch, den 15. August in Kiel, Haus Michael (Anmeldungen abgeschlossen).

Evangelische Studentengemeinde

Gottesdienste

Sonntag, den 22. Juli, 10.00 Uhr, Kapelle des Studentenhauses

Mittwoch, den 25. Juli, 19.15 Uhr, Kapelle des Studentenhauses:

Semesterschlussgottesdienst mit Heiligem Abendmahl

Vorträge

Mittwoch, den 18. Juli, 19.15 Uhr, Kapelle des Studentenhauses: „Befehlen und Gehorchen“ (Studentenpfarrer Dr. Böhme)

Sonstige Veranstaltungen

23. August bis 5. September: Freizeit in Königstein/Schwarzwald.

Das Institut für Ausländisches und Internationales Wirtschaftsrecht ist als selbständige rechtsfähige Stiftung durch die im März 1956 von den Trägern der Stiftung, der Bundesrepublik Deutschland, dem Land Hessen und der Stadt Frankfurt am Main unterzeichnete Stiftungsurkunde begründet worden. Mit der konstituierenden Sitzung des Stiftungsrates vom 2. Juli 1956 ist das Stiftungsinstitut nunmehr ins Leben gerufen worden. Direktoren des Instituts sind die Professoren Coing, Kronstein und Schlochauer. Zum Geschäftsführenden Direktor wurde Professor Schlochauer gewählt.

Universitätsbuchhandlung BLAZEK & BERGMANN

Inhaber Dr. H. Bergmann

Frankfurt a. M., Goethestr. 1 · Tel. 936 33 u 95264

Sämtliche Fachbücher aus den Gebieten

Jura, Wirtschaftswissenschaften,

Medizin, Technik,

Naturwissenschaften

Ebert-Küchenhoff-Meiß

DAS AMTSGERICHTLICHE DEZERNAT

begründet von Dr. EUGEN EBERT

15. Auflage

Beispiele und Verfügungsentwürfe für die gesamte amtsrichterliche Praxis unter Anführung der einschlägigen gesetzl. Bestimmungen und Ministerialerlasse
Das Werk erscheint in ca. 8 Lieferungen zu je 10 Bogen zum Preise von 12,— DM je Lieferung. Das Werk kann nur als Gesamtwerk abgegeben werden. Sechs Lieferungen liegen bereits vor, die restlichen erscheinen in rascher Folge.

Grundbuchwesen — Testaments- und Nachlaß-Sachen — Öffentliche Register — Rechtsstreit und Vollstreckung in das bewegliche Vermögen — Vollstreckungsschutz, Konkursverfahren, Vergleichsverfahren zur Abwendung des Konkurses — Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen — Das Strafverfahren — Familien- und Vormundschaftsrecht, Verschollenheitsrecht — Das Arbeitsgerichtsverfahren — Landwirtschaftsrecht.

VERLAG DR. GÜNTER, ZÜHLSDORF
FRANKFURT A. M., OEDERWEG 39A

KUNSTHANDLUNG

Karl Vonderbank VORM. TRITTLER

FRANKFURT A. M., GOETHESTRASSE 11

Gemälde · Aquarelle · Stiche

Reproduktionen

Einrahmungen in eigener Werkstätte

Fazit einer Atempause

Zum Universitätsfest 1956

Zwischen zwei Atemzügen ist ein Augenblick Stillstand. Genau das traf auch auf das Universitätsfest 1956 zu. Wenn wenigstens vom Äußeren her bei diesen Frankfurter Festen schon von einer Tradition gesprochen werden kann, stand das Heidelberger Fest 1955 mit dem Festakt in der Frankfurter Paulskirche als Auftakt noch auf der Höhe dessen, was von einem Universitätsfest zu erwarten ist. Diesmal fehlten sowohl der feierliche Festakt als auch die Fahrt nach auswärts. Sogleich erhoben diejenigen ihre Stimme, die zuvor über Heidelberg als Klamottenkiste gewettert hatten, um sich nun über das Verbleiben in Frankfurt zu beklagen. Da sich auch sonst alles in einem bestimmten Minimum anzubahnen schien, glaubten sie, das Universitätsfest sanft zu Grabe tragen zu können. Auch wir hätten nicht gezögert, ihm den letzten Stoß zu geben, wenn wir nicht um neue Pläne für das nächste Jahr gewußt hätten, die eine allzu bittere Kritik am corpus unserer alma mater nicht gerechtfertigt erscheinen lassen. So können wir mit Recht am Anfang schreiben, daß zwischen zwei Atemzügen ein Augenblick Stillstand herrscht, der noch nicht zu dem Schluß veranlassen darf, die Idee des Universitätsfestes hätte ihr Leben sang- und klanglos ausgehaucht. Das Jahr 1957 wird es — so wünschen wir — anders erweisen.

Der Palmengarten

Hier begann der gesellschaftliche Auftakt. Der Palmengarten mit seiner seltsamen Mischung von Botanik, Gründerzeit und Moderne wurde zugleich zur großen Hürde für die studentischen Finanzen. Die Flasche Wein ab sechs Mark — und nicht die beste! — ließ uns die Wahl, bei ihr die ganze Nacht zu sitzen oder einen reicheren Nachbarn zu suchen. Der dritte Weg, den wir beschritten, war eine Finanzfusion von zwei „armen Schweinen“, wie sich der Verfasser auf gemeinsame Kosten schon leicht benebelt ausdrückte. Aber erst jener ätherische Rauschzustand ließ uns die teuren Würste und unerschwinglichen Preise ertragen sowie das Elend und den Trübsinn vergessen, der sich bei Nüchternheit gern in solchen Situationen einstellt. Erwin Lehn übertönte die Eintrittspreise um ein Vielfaches und gab sein Bestes. Unermüdlich ließ er das akademische Fußvolk sich drehen. Und wer länger von der Galerie auf die wirbelnden Köpfe und Schultern herabsah, wurde selbst schwindlig, so daß nichts als Mitmachen half. Eine Büttenrede des Rektors feuerte die Herren zu einem leidenschaftlichen Toast auf die Damen an. Die Begrüßungsworte eines anderen öffentlichen Vertreters schon (!)

Shakespeare und die Studenten

Der Hang zu Theater ist mehr als ein Spaß, auch wenn es Spaß macht. Die Inszenierung von Shakespeares „Was ihr wollt“ durch Klaus Schlette zum Universitätsfest hatte die Tendenz, in theatralischer Zügellosigkeit die Darstellung nicht nur mit komischen Übertreibungen und Gebärden-spiele, sondern auch mit Gags zu würzen, die sich freilich aus dem Handlungsverlauf emanzipierten, um streckenweise Gelächter zu provozieren, wo das Beste immer nur das Ganze ist, was zu belachen wäre. Der Herzog Orsino (Georg Ely), an dem die aristokratische Würde den poetischen Gedankenflug unterband, bot mehr Stimme als Überzeugung. Er fiel gegen das unbekümmerte Spiel der anderen etwas ab, wie immer Würde im Milieu der Komik nur schwer durchhält. Evelyn Weigand gab der Olivia Leben und eine gepflegte Sprache. In lyrischen Partien befreite sie sich von dem Zwang der Burleske, die in dieser Aufführung die Unsicherheit zuweilen theaterfähig machte. Klaus Schlette als Junker Tobias zeigte Trunkenheit mit Tiefsinn. Seine Saufpantomine war realistisch genug, daß man nur noch den Geruch vermissen konnte. Junker Tobias, in dem Tapferkeit unter dem Pantoffel der Feigheit steht, ist der Vorläufer Falstaffs, noch etwas kecker, bramabarsierender, aber in allem schon die hinreißende Pose profunder Selbstbewunderung. Schlette verlor manchmal in dem Spiel seiner Einfälle den Ernst dieser Figur, die sich zur Komödie bequemt, weil es ihr sonst an den Kragen geht. Der Narr (Ernst-Dietrich Hollmann) stand Shakespeare am nächsten, während Junker Andreas (Bartel Kehrer) an Übertreibungen ebenso litt, wie an seinem Dialekt. Dennoch gefiel er dem Publikum in seiner Frische. Malvolio, von Wolfgang Schön-Siener souverän dargestellt, erinnerte an Theo Lingens. Sein Witz gab sich blasiert, Viola mühte sich in ihrer jugenhaften Unbefangenheit. Sie sprach zuviel, anstatt zu spielen. Die übrigen Darsteller, besonders Sebastian (Winfried Groth) und Maria (Tina Kohl) bestachen in ihrer Unbekümmertheit. Eine ausgezeichnete Leistung am Rande war der Mönch (Gerhard Allroggen). Eine Einkehrpredigt stand Vorbild, in der klerikale Hochgestimmtheit und resignierende Güte sprachlichen Ausdruck gewann.

Der Beifall war sehr herzlich. Die Inszenierung servierte Shakespeare gleichsam in pikanten Einzelheiten. Der Ver-

kurz vor Mitternacht gingen im Getobe unter, das die Männer vom Südfunk jedoch schnell wieder in ihre Rhythmen bändigten, bis sie morgens um vier die Trompeten absetzten. Damit setzten sich auch die letzten Besucher allmählich nach Hause ab.

Das Gartenfest

Über die Festansprache von Herrn Dirks und ihren Besuch schweigen wir. Daß sie im umgekehrten Verhältnis zueinander standen (guter Dirks — schlechter Besuch), mag mit am Palmengartenfest gelegen haben. Ganz zu entschuldigen vermag es die Nichtbeachtung nicht. An anderer Stelle des DISKUS ist darüber geschrieben. Das Gartenfest am Nachmittag und Abend verlangte die gleichen (oder beinahe noch mehr) Rauschzustände, von denen wir schrieben, um seine Weinpreise ertragen zu können. Dafür war zum Glück das beste Wetter, das sich für ein Universitätsfest denken ließ. Leider entsprach das Quadrat der Tanzfläche nicht mehr als einem großbürgerlichen Parkett. Auf ihm schoben sich dichtgedrängt die Massen, bis die Flut auf den frischgesäten Rasen überquoll. Mit zunehmender Dunkelheit wurde dieser Kummer verhüllt. Die Festleitung überraschte mit einem rasanten Eierlauf, den eine Berlinererin gewann, womit der Vorrang der ehemaligen Reichshauptstadt wieder einmal bewiesen wäre. Das Tauziehen verloren die Bewohner des Studentenheims. Dies zum Ausgleich, nachdem sie zuvor das Tauziehen um die Zimmer gewonnen hatten. Nur das Blindkuhspiel fehlte noch. Dafür zeigte uns ein Kollege auf dem „campus academicus“ einen seltsamen Becher Bier, in den er hineinblies, worauf spielend leicht zwei Drittel als Schaum wegsegelten, ohne deshalb weniger als Bier zu kosten. Der Wein war — wie gesagt — ebenso teuer, nur säuerlicher als im Palmengarten, so daß wir ihn möglichst schnell vernichteten und über drei Stühle sanken. „Total besoffen“, hörten wir einige Kollegen sagen — dem war nicht so! — und ließen uns mit Keks wieder zum Bewußtsein füttern. Je später es wurde, um so lustiger ging es her. Die Känguruh-Virtuosen erwiesen sich besser als ihr Ruf und rissen Mann und Weib zu orgastischen Tanzräuschen hin, die wir beobachteten, als wir scheinbar leicht angeschlagen zwischen Tisch und Stuhl unter einem rosaroten Schirm lagen. In der Bar beschlossen wir — früh genug — um vier Uhr das zweite festliche Ereignis, um uns am folgenden Abend durch den Shakespeare zu schwitzen, worüber jedoch untenstehend berichtet wird.

— hkk —

such vom Shakespeare-Klischee des heutigen Theaters wegzukommen, um in eigenwilliger Deutung der Sache wieder neu habhaft zu werden, ist dieser Aufführung durchaus gelungen. Das geschickt stilisierte Bühnenbild unterstützte das Experiment.

H. H.

Bildung als Gesprächsfähigkeit

Im Rahmen des Universitätsfestes sprach Walter Dirks über das Thema „Das studentische Gespräch in einer verwandelten Welt“. Wenn Dirks die Hoffnung gehegt haben mag, mit seinem Vortrag das Gespräch im neuen Studentenheim zu eröffnen, so hat sie sich nicht erfüllt, denn die Zahl der gekommenen Studenten belief sich allenfalls auf hundert. War das Thema zu wenig zugkräftig? Vielleicht. Dirks selbst gab zu, daß er es „etwas hintersinnig formuliert“ habe. Aus diesem Eingeständnis könnte man die Resignation heraushören, daß eben feine Unterscheidungen nicht mehr ankommen.

Dirks sprach von der Verquickung zwischen Bildung und Gesprächsfähigkeit: Früher besaß eine Bildung, wer an dem „allgemeinen Bewußtsein“ teilhatte und wer Lebensart sein eigen nannte. Wo jedoch, so sei gefragt, ist heute das „allgemeine Bewußtsein“ und was kann man heute Lebensart nennen? Würde Hegel, wenn er heute leben würde, ein „allgemeines Bewußtsein“ entdecken können? Besser scheint es um die Lebensart bestellt. Ein wichtiger Faktor von ihr, die Höflichkeit, ist zur Zeit Mode. Aber als Mode wird sie nicht Bestandteil der Lebensauffassung, sondern bleibt eine Hülle, die in kritischer Stunde sogleich abgestreift wird.

Voraussetzung für ein Gespräch ist außer der Bildung der Mut zur Toleranz. Unsere Generation will ihn haben, aber ohne Pathos. Dirks sagte, das Gespräch der Menschheit wird in vielen Sprachen geführt. Als Idiome und Dialekte finden sich Sozialismus, Aufklärung, Christentum, usw. Zum Verstehen bedarf es der Kunst des Dolmetschens. Die Universitas verlange das Gespräch der Nationen, das die sogenannten Farbigen miteinschließt.

Ulrich Keitel

Luise Pollinger

PAPIER · BÜROBEDARF · DRUCKSACHEN
Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

KOLLEG - BEDARF

Füllhalter · Luxuspapiere · Geschenke
Büro-, Zeichen- und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt am Main, Bockenheimer Landstr. 131

(nächst der Universität)

Fernruf 77 55 89

Sport am Siebenschläfer

Der Tag des Universitätssportfestes — 27. Juni 1956: Siebenschläfer! — begann für uns ganz zufällig bei einer Tasse Hühnerbrühe im Café des Frankfurter Stadions. Das Detail der Hühnerbrühe, die großartig als „Kleingericht“ angekündigt wurde (dafür 1 DM!), versöhnte uns einmal mit unserer Mensa; denn von Huhn war beim besten Willen nichts zu entdecken, und auch die versprochenen Nudeln suchten wir vergeblich. Das Huhn an sich wäre in diesem hochoffiziellen Zusammenhang mit dem Sportfest wohl überflüssig, wenn es nicht beweisen würde, auf welche hintergründige Weise heute der Sport an unserer Universität für seine „public relations“ sorgt. Die dünne Brühe bescherte uns also — um im Bild zu bleiben — ein „dickes Ereignis“.

*

Der Vollständigkeit halber sei vermerkt, daß wir selbst keineswegs zu jenen gehören, die besonders mit sportlichen Gaben gesegnet sind. Daher kam es auch, daß wir auf der Suche nach einem Kollegen schräg über einen Rasen stolperen, auf dem sich eine mittlere Schulklasse von Männern uner müdlich mit den Beinen in die Höhe riß und mit den Armen um sich schlug. Vorn kommandierte einer (Sepp Herberger, wie wir später erfuhren!), und wir freuten uns köstlich über die springenden Sportsleute, die mit einem so rührenden Gehorsam über den Strick sprangen, wie einst die kleinen Mädchen bei uns zu Haus, und die Hände über dem Kopf zusammenschlugen, wie es der Trainer befahl. Unsanft riß uns ein schriller Pfiff von hinten aus unseren nicht sehr ehrfurchtsvollen Betrachtungen zurück, bis wir später von einem Wächter hörten, daß heute hier die Fußball-Nationalmannschaft — der Weltmeister also — trainiert hätte.

*

Das Geschehen selbst spielte sich am Sportplatz bei der Turnhalle im weiten Frankfurter Stadiongelände ab. Alles in allem tummelten sich zum Universitätssportfest nicht mehr als 80 Menschen (einschließlich Zuschauern) unter dem verhangenen Siebenschläferhimmel. Unser Begleiter, ein hoffnungsvoller Sportlehrer in statu nascendi, begann seinen Kollegen kräftig auf die Schultern zu klopfen. Er war bald durch. Dann mischten wir uns in das Familienfest, das als das zentrale Sportereignis von 8000 Studenten zu gelten hatte. So fehlte auch nicht die Fest- und Begrüßungsrede, die besagte, „man würde sich freuen, daß die Anwesenden in so zahlreicher Menge erschienen seien“. Die Sieger der Siebenschläferwettkämpfe werden die Frankfurter Universität bei den Hochschulmeisterschaften in Erlangen vertreten. Derweil vollzogen wir eine Überschlagsrechnung, die zu der beruhigenden Feststellung führte, daß sich ohne die Zuschauer, die wir mit 20 veranschlagen, bei 80 Anwesenden im ganzen Verhältnis zu 8000 Immatrikulierten ganze nullkommafünfundsiebzig Prozent (0,75%) an akademischen Sportlern aus Frankfurt eingefunden hatten.

*

Es wäre gehässig, die Gründe hierfür in der mangelnden Wehrpflicht zu suchen. Herr Blanck wird schon früh genug für die „Waldläufe“ sorgen! Ein amerikanisches Sportfest oder eine Oxford-Cambridge-Regatta (Frankfurt—Mainz?) blieben ein schöner Traum. (Auch wenn uns an anderer Stelle ein stud. phil. von den amerikanischen Universitäten umgekehrt zuflüsterte, sie seien sowieso nur „Sportstätten mit Studienmöglichkeiten für körperlich Zurückgebliebene“.) Etwas mehr als nur ein Familienfest hätte das Universitätssportfest schon werden dürfen, das als „Wurmfortsatz“ der großen Feierlichkeiten wohl weniger in Erscheinung trat, als die Fülle der Worte hier vermuten läßt, die wir — in seinem zukünftigen Interesse — darauf verwenden. Wir beobachteten die ersten Läufe, besonders der Damen, von denen eine gazellenartig die schnaufenden Konkurrentinnen hinter sich ließ. Die bemerkenswerteste Begegnung war für uns jedoch die Begegnung mit einem Diskus. Als Vertreter des DISKUS hoben wir ihn ungläubig bestaunend empor. Eine flache, platte Angelegenheit! Um uns nicht lumpen zu lassen, wogen wir die Scheibe gewichtig in der Rechten, lehnten uns zurück, machten einige überflüssige Bewegungen mit dem linken Bein und — schleuderten! Trudelnd stürzte der Diskus vor uns ins nasse Gras. Da gingen wir.

Horst Helmut Kaiser

Die Buchhandlung für den Mediziner

JOHANNES ALT

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin
und Naturwissenschaften

FRANKFURT A. M.-SÜD 10

Gartenstraße 134 · Telefon 61993

Jetzt wieder in den erweiterten Geschäftsräumen Gartenstr. 134
Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätskliniken

Der Student kauft gut und preiswert bei

Obst-Schmidt

Jügelstraße · Ecke Bockenheimer Landstraße

direkt auf dem Wege zur Universität

Ich habe das Gefühl, ich habe einen Fehler gemacht, wenn ich von zwei Fettschen geredet habe. In Wahrheit ist es natürlich ein Fettsch, ein Janusköpfiger, der nach der einen Seite Spezialisierung und nach der anderen Seite Überlastung heißt.

Gewiß, die Wissenschaft schreitet weiter fort, die Generationen vor uns, meine Eltern, Ihre Großeltern-Generation ist über dieses Fortschreiten der Wissenschaft sehr stolz gewesen, und es hat etwas den Eindruck, als wenn die gegenwärtige Generation büßen muß für diesen vielleicht etwas übersteigerten Stolz durch einen grauenhaften Katzenjammer, bestehend eben in diesen drückenden Gefühlen, daß man des Kopfes nicht mehr Herr werden könne. Dieses Gefühl werden Sie nicht nur während Ihrer Studienzzeit antreffen, Sie werden es auch später in Ihrer praktischen Arbeit finden. Es scheint so, als wenn das Idealbild, das den Menschen früher vorgeschwebt hat, als wenn die rund ausgewogene Persönlichkeit, die weniger durch die Fülle ihres Wissens als eben einfach durch ihr Dasein, durch ihr Gleichgewicht, durch ihre Bindung an bestimmte Werte wirkte, abgelöst worden ist durch den Spezialisten, durch den Mann, der immer mehr von immer weniger weiß. Diese Ansammlung von Wissen erfüllt den einzelnen mit Stolz. Man fürchtet manchmal, daß diese Fülle des Spezialisten an auf ein kleines Gebiet beschränktem Wissen so etwas Ähnliches sein könnte wie das Suchen nach einem Ersatz für das Schwergewicht der Persönlichkeit, das zu erringen dem einzelnen nicht mehr recht gelingen will. Wozu das führt, welche grauenvollen Konsequenzen gerade für Sie diese Anbetung des Fettsches „Spezialisierung“ hat, sehen Sie an dem Entwurf der Justiz-Ausbildungsordnung Nordrhein-Westfalen, die gerade in ihrem entscheidenden Punkt vorhin zitiert worden ist. Da will man bereits nach dem 1. Staatsexamen während der Referendar-ausbildungszeit damit beginnen, Spezialisten zu züchten. Man will einen verschiedenen Ausbildungsgang für den Referendar, der demaleinst in den richterlichen oder den Anwaltsberuf oder in die freie Wirtschaft geht, und für denjenigen Referendar, der sich der Verwaltung widmen wird. Meine Damen und Herren, Ortega y Gasset hatte einmal gesagt, die Schönheit des Lebens besteht in der Vielfalt seiner Möglichkeiten. Wenn man einige Zeit gelebt hat, merkt man, daß diese Schönheit im Laufe der Jahre verblaßt, verblaßt deshalb, weil man notwendigerweise aus der unendlichen Fülle von Möglichkeiten, die man als neugeborenes Kind hat, durch Wahl, durch Festlegung, immer weitgehender sich beschränken muß. Und schließlich ist man ein alter Esel, der mit seinem Mehlsack immer denselben Weg zur Mühle läuft. Ich glaube, das ist der entscheidende Punkt. Sie müssen unbedingt darum kämpfen, daß Ihnen die Schönheit des Lebens, die Freiheit der Wahl, die Freiheit der Entscheidung so lange erhalten wird wie irgend möglich. Sie müssen mit Händen und Füßen ringen gegen die Fettschanbetung unter den Professoren, die sich einbilden, die Fülle ihres beziehungslos gewordenen Mosaiksteinchens von Spezialwissen, das sie in der Hand halten und das sie schon nicht mehr einordnen können ins große Gesamtbild, daß dieses Spezialwissen für Sie von irgendeinem Wert wäre. Kämpfen Sie um diese eine, um die wahre akademische Freiheit, die Freiheit des Ausbildungsgangs, die Freiheit der Wahl bis zum letzten Moment! Ein Narr, wer früher als zwei Tage nach seinem Assessor-examen sich überhaupt mit Gedanken um einen zukünftigen Beruf herumschlägt!

Ich bin ganz erschrocken gewesen, heute zu hören, daß offenbar in Ihrem Kreis gegen die Praktiker in den Examenkommissionen ein gewisser Subsent besteht. Ich darf Sie beruhigen, es ist genau umgekehrt. Ich habe beobachtet, daß das exakte, das genaue, das sehr detaillierte Wissen vor allem gefordert wurde von den Vertretern der Universität, aus einem ganz einfachen Grunde, den ich Ihnen verraten will: die wissen nämlich viel mehr als die Praktiker! Unseren Praktikern ist es in aller Regel immer mehr darauf angekommen, aus den Antworten, die wir von jedem Kandidaten bekommen, zu erkennen, ob in dem grauenhaften Nebel, der sich durch die Fülle der vielen Tatsachen und Bestimmungen langsam bilden muß, ob in diesem grauenhaften Nebel der Kandidat wohl merkt, wovon der Prüfende redete. Wenn er dann gar mit seiner Antwort zu erkennen gab, daß er von dem Gehörten in die richtige Richtung loswandert mit seiner

Erklärung, dann sagt man, donnerwetter, das ist geradezu befriedigend! Wenn er nun, ei der Daus, auch zum richtigen Resultat kommt, dann hat er mit Gut bestanden.

So stelle ich mir heute noch eine Prüfung vor, wenn sie richtig sein soll. Man kann unmöglich von den Kandidaten verlangen, daß sie jedes Detail kennen. Man soll es gar nicht von ihnen verlangen, denn wenn man es verlangt, dann zwingt man die Studenten, sechs oder sieben Semester hindurch zu arbeiten, und zwar Juristerei zu arbeiten, und das wäre das Fürchterlichste für das spätere Leben! Denn machen Sie sich eines klar. Das Studium gewährt Ihnen nur einen Ausschnitt der notwendigen Bildung, einen sehr dürrtigen, einen sehr künstlichen Ausschnitt. Bitte stellen Sie sich vor, ich komme wieder mit einem ganz drastischen Beispiel, dieser Tisch ginge kaputt, weil wir so heftig daraufklopfen, und wir würden einen Tischler rufen, der gerade eben sein Meister-examen bestanden hat, und der Tischler würde dastehen und würde sagen: „Das kann ich nicht.“ — „Warum denn nicht?“ Sie haben doch eben Ihr Meisterdiplom bekommen““ — „Ich habe während meiner ganzen Ausbildung gelernt, wie man den Hammer anfaßt, wie man den Hobel bewegt, wie ein Nagel sein muß, damit er gut ist; aber an Holz bin ich nie herangelassen worden.“ — In dieser Situation sind wir Juristen, wenn wir das Examen gemacht haben. Wir haben nämlich von unserem Handwerkszeug etwas gelernt, von den vielen Paragraphen, aber vom Holz haben wir noch nie etwas gesehen. Sehen Sie, wir haben es nicht mit Gesetzen zu tun in der Praxis, nicht mit Pragraphen, wir haben zu tun mit Menschen, mit Menschen, die leiden, mit Menschen, die kämpfen, Menschen, die ihr Recht suchen, Menschen, die verquickt sind in eine Fülle von Sorgen und Nöten, von Schrülen, Absonderlichkeiten, merkwürdigem Denken; aber von all diesen Qualitäten des Holzes können Sie ja nie etwas sehen, wenn Sie sechs oder sieben Semester auf der Bank sitzen und sich mit dem Handwerkszeug befassen. Die sechs Semester sind nach meiner Auffassung dazu da, um während eines Teiles der Zeit Jura zu studieren und während des größeren Teiles das Leben kennenzulernen.

Wenn an mich, den Anwalt, eine Frage herantritt, die ich vor dem Sozialgericht vertreten soll, auch wenn ich siebzehnmals schon vor dem Sozialgericht aufgetreten bin, glauben Sie dann, daß ich mich verlassen würde auf das Wissen, das ich über diesen speziellen Zweig der Gerichtsarbeit habe? Ich verlasse mich einmal auf das, was ich über die Grundsätze des BGB gelernt habe, das, was ich über gewisse fundamentale Prinzipien des Prozeßrechts noch erinnere, und dann greife ich ins Bücherbord und hole mir das Buch heraus, das nötig ist, um das konkrete Spezialwissen für diesen Fall heranzuholen. Und wenn ich auf den Universitäten genug gelernt habe, um das grundsätzliche juristische Denken mein Eigen zu nennen und die Möglichkeit, zu wissen, wo ich den Rest finde, den ich für meine Arbeit haben muß, dann habe ich genug, um mein Examen mit Glanz und Gloria bestehen zu können.

Bei den Beratungen über die jetzt leider anscheinend Gesetz gewordene Juristenausbildung Nordrhein-Westfalens hat sich die Bundesanwaltskammer und hat sich der Deutsche Rechtsanwaltsverein mit größtem Nachdruck zur Wehr gesetzt gegen die beabsichtigte Spezialisierung in unseren Ausbildungsgängen. Ich weiß, daß auch der Bundesverband der Deutschen Industrie, der ja auch lebhaft daran interessiert ist, von den Universitäten fähigen Nachwuchs zu empfangen, der wirklich in der Lage ist, die Aufgaben zu meistern, die dort in der praktischen Wirtschaft an den Juristen gestellt werden, diese Gedanken vertritt. Ähnliche Kämpfe, wie sie in Ihrem Bereich geführt werden, gibt es auch in der nächsten Station, in der praktischen Berufung. In der Anwaltschaft ringt man zur Zeit mit dem Problem, ob es gut sei, Fachanwälte einzuführen. Bislang ist es noch gelungen, diese kleinen Flittergoldkrönchen eines neuen Titels zu beseitigen.

Man kämpft in der Justiz bei den Richtern um die Einheit des Richterberufes. Man kämpft gegen den Resortdünkel der einzelnen Ministerien, von denen jedes einzelne am liebsten seine eigene Gerichtsbarkeit haben möchte. Überall finden Sie diesen Kampf gegen den Anachronismus der Spezialisierung, dieses Ringen um die Wiedergewinnung der Gesamtschau.

Studentische Förderung / Grenzen und Aufgaben

von Gerhard Kath

I

Wenn von Förderung die Rede ist, sollte nicht nur über Studenten gesprochen werden. Die Bewegung innerhalb der Hochschulen, die seit Ende des letzten Krieges sichtbar ist, betrifft mehr als die wirtschaftliche Lage unseres akademischen Nachwuchses. Sie hängt mittelbar und unmittelbar zusammen mit dem äußerlich sichtbaren Aufbau und der Erweiterung der wissenschaftlichen Anstalten, mit dem ungeahnten Andrang vor den Toren der Hochschulen, der durch die Bedürfnisse einer wachsenden Wirtschaftstätigkeit und spezialisierten Verwaltung weiter verstärkt und in bestimmte Richtungen gelenkt wird. Dazu stellt eine gewandelte Einstellung zum Sinn des akademischen Studiums die Hochschulen vor unausweichliche Probleme. Wenn in Folgendem von der Förderung der Studenten die Rede ist, so sollte diese Aufgabe auf dem Hintergrund der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung gesehen werden. Wer das Gesamte aus den Augen läßt, befriedigt sich leicht in oberflächlicher Behandlung von Symptomen, während die hinter den äußeren Erscheinungen wirksamen Triebkräfte seine Bemühungen allzu bald zum Scheitern bringen.

Die Misere der Studenten zeigt sich in drei Erscheinungsformen: Neben dem Fehlen der nötigen finanziellen Mittel leben die Studenten in einem *M a s s e n d a s e i n* nicht nur äußerlicher Art. Die verwaltete Welt, die den einzelnen zum Glied einer statistisch erfassbaren Menge herabdrückt, ist der Entwicklung des Menschen als persönlichem Wesen feind. Das unentbehrliche Korrelativ, das als feste *E i n o r d n u n g* in die *G e s a m t h e i t* dem einzelnen Halt und Richtung gab, ging mit den gesellschaftlichen Veränderungen der letzten 40 Jahre verloren. So lebt der Student in der Spannung zwischen dem, zu was ihn die Gesellschaft machen will und den Forderungen der Hochschule; denn das ist als Erbe der Humboldtschen Universitätsidee geblieben: Die Forderung nach einem Verbindenden innerhalb und über die Wissenschaften hinaus, der Zweifel gegenüber dem reinen Fachwissen, das nur zu reproduzieren ist; die Universität soll ein Ort der Begegnung sein zwischen dem schöpferischen Geist, der sich in der Wissenschaft offenbart, und dem sich am Gegenstande versuchenden Menschen. Wer über die Förderung spricht, muß in dem Studenten mehr sehen als einen bloßen Zuhörer, ja mehr als einen späteren Angehörigen akademischer Berufe. Der Zwiespalt zwischen den Ansprüchen der Hochschule und den Tendenzen der modernen Gesellschaft, zwischen den persönlichen Bedürfnissen und dem Fehlen einer auch nur ausreichenden finanziellen Decke verlangt von der heutigen studierenden Generation eine Kraft, die über die Beschäftigung mit dem wissenschaftlichen Gegenstande allein weit hinauszureichen hat.

Wer die Förderung zu definieren versucht als Fürsorge für Notleidende, als Maßnahme für Kriegsgeschädigte, als Unterstützung des akademischen Nachwuchses, hat nur einen Teil der Aufgabe begriffen. Die Förderung stellt einen Prozeß dar, dessen Umfang sich erst aus der Tätigkeit selbst ergibt, dessen Erkenntnis der Handlung nicht vorangeht, sondern sich in deren Vollzug herausbildet. Hier sollen deshalb nur die Grenzen der Förderung beschrieben werden. Wenn auch dabei manches offen bleibt, so folgert doch eine Konsequenz in der Richtung des praktischen Handelns. Aus ihr ergibt sich auch der Standort und das Wesen der Studentenwerke als Einrichtungen zur Förderung von Studenten. Denn die Studentenwerke sind mehr als eine Summe von Wirtschaftsbetrieben und Verwaltungsorganen, die man so gesehen verpachten oder durch riesige Maschinen ersetzen könnte, und es ist nicht von ungefähr, daß gerade dort, wo die Idee Humboldt's sich verwirklichte und am lebendigsten erhalten blieb, auch die Studentenwerke gewachsen sind. In Deutschland hat nicht wie in anderen Ländern der Staat die Aufgabe der Förderung übernommen, um so in das Eigenleben der Hochschulen einzugreifen, eines ihrer wichtigsten Glieder dirigierend, noch ist — das wäre die andere Möglichkeit — die Hochschule hier

selbst tätig geworden, auf diese Art zu einem riesigen Verwaltungs- und Sozialwesen sich auswachsend, das nicht nur die Forschung vorwärts treibt, seine Schüler lehrt, sondern sie auch selbst ernährt, betreut, ja ihnen die wirtschaftliche Existenz als Studenten ermöglicht. Die Gründung der Studentenwerke war nicht nur ein Akt der Initiative, sondern ihr Entstehen ist gebunden an eine Selbstbesinnung der Hochschule, an das Sichbescheiden des Staates. Hiervon ist ihre Existenz seit jeher abhängig. Die Förderung ist in Bewegung geraten. Auch die Studentenwerke stehen in dem Zwiespalt der heutigen Zeit, weil sie der Ort sind, wo der Gedanke der Förderung sich in praktische Tätigkeit umsetzt, um fruchtbar zu werden.

II

Förderung und Staat

In dem Plan, den Wilhelm von Humboldt 1810 „über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin“ niederschrieb, suchten wir vergeblich nach praktischen Prinzipien der Erziehung, wie sie jahrhundertlang in England wirksam gewesen waren, oder nach Gedanken über die Förderung von Studenten. Im ganzen 19. Jahrhundert blieb staatliche Unterstützung ihrem Wesen nach „Wohltätigkeit“, die an einigen „begabten Armen“ zu leisten war. Die Voraussetzung, die dieser Einstellung unausgesprochen zugrundeliegt, daß nämlich die Universitäten für den Stand der Gebildeten da seien, wobei „gebildet“ und „vermögend“ gleichgesetzt wurde, ist mit den beiden letzten Weltkriegen gründlich zerstört worden. Neben dem Ausbau und der Erhaltung der wissenschaftlichen Anstalten ist es dem Staat als weitere Aufgabe zugefallen, für die materielle Sicherheit ihrer Besucher zu sorgen. Wo diese Aufgabe erkannt wurde und an einzelnen Stellen die notwendige Hilfe einsetzte — die folgende Kritik soll die Anerkennung solcher Maßnahmen nicht verringern — zeigte sich, daß der staatliche Verwaltungsapparat mit seinem unvermeidlichen bürokratischen Schematismus den hier zu lösenden Fragen nicht gewachsen war. So nützlich für die einen, wurde die gut gemeinte Unterstützung zur Ungerechtigkeit anderen gegenüber. Auch liegen in dem bisherigen System der Ausbildungsbeihilfen Gefahren für die Hochschule, wo nämlich die Behörde über den Maßstab der Leistung von Studenten, über die zulässige Länge der Ausbildung, über den Besuch bestimmter Hochschulen zu entscheiden beginnt. — Wenn es zwischen der Förderung als Leistung für die Studenten und den Aufgaben des Staates eine Grenze zu ziehen gilt, so dort, wo der Student in seinem persönlichen Leben und in dem Stand seiner wissenschaftlichen Ausbildung erkannt und beurteilt werden soll. Derartige Feststellungen bleiben jedoch unausweichlich. Eben deshalb ist wirkliche Förderung in der Form einer Rentenzahlung nicht einmal zu denken möglich. Verwalten heißt: Erfassen, rubrizieren, auswerten, wobei die Ordnungsprinzipien des Überschaubaren und Nützlichen wirksam werden müssen. Der Beurteilung nach diesen Prinzipien entziehen sich sowohl die Studenten als persönliche Wesen, wie auch die Universitäten, seit sie mehr geworden sind, als „Veranstaltungen des Staates, welche den Unterricht der Jugend in nützlichen Kenntnissen und Wissenschaften zur Absicht haben“, wie es 1794 in dem Preussischen Landrecht geschrieben steht.

Förderung und Hochschulen

Wenn eben gesagt wurde, daß in dem Status des zu Fördernden als Studenten — und Student sein heißt mehr sein als künftiges Examensemester, Studienrat, Richter u. dgl. — eine Grenze gegenüber der verwaltenden Tätigkeit staatlicher Organe besteht, so wird hiermit zugleich ein Anspruch, ja eine Forderung an die Hochschule erhoben. Student sein ist keine Eigenschaft, sondern eine Tätigkeit. Alle Förderung gilt nicht den Immatrikulierten, sondern den „sich Bemühenden“. Eine Förderung ohne das verantwortliche Mitwirken der aka-

demischen Korporation, ein selbstherrliches Handeln, das seine Maßstäbe selbst erfindet oder sie von außen an die Hochschule heranträgt und sie ihr aufzwingt, wird zum willkürlichen Dirigieren und erniedrigt gerade den, für den sie wirksam werden will. Wird die Hochschule in der Förderung zum Handeln aufgerufen, würde man sie jedoch überfordern, wollte man ihr die ganze Last akademischer Sozialarbeit aufbürden. Ihrer Idee, ihrer Tradition und ihrem Aufbau nach kann die Hochschule die Aufgaben der Förderung nicht selbsttätig ausüben. Ohne die Frage erörtern zu wollen, ob es z. B. zweckmäßig, ja gut sei, jede Bewilligung einer Beihilfe zu einem öffentlich-rechtlichen Verwaltungsakt mit allen daraus fließenden Konsequenzen zu machen — die Prozesse vor Verwaltungsgerichten über Gebührenerlaß und Ausbildungsbeihilfen gehören zu den dunkelsten Stellen im heutigen Förderungssystem — erscheint die Leitung von Wirtschaftsbetrieben, von Darlehnskassen, das Betreiben des Gesundheitsdienstes, das Verwalten von Wohnheimen unmittelbar durch die Organe der Universität als kaum denkbar, ja als widersinnig. Wo die Hochschule zur Sozialanstalt wird, büßt sie einen Teil ihrer Freiheit ein, und anstatt in Kontemplation und Lehre einem Priester vergleichbar, würde sie zum Diener von Interessen der Gesellschaft werden. Die Unabhängigkeit der Hochschule wird nicht dadurch gefestigt oder gesichert, daß sie alles selbst macht — ihre Selbständigkeit und Würde könnte eher Schaden erleiden, wo Aufgaben wirtschaftlicher und verwaltungstechnischer Art in einem solchen Umfang zu lösen sind, wie es sich heute schon in der Förderung ergibt.

Förderung und Student

Es wird in der modernen Verwaltung eine Tendenz sichtbar, in der sich ihr Wesen geradezu manifestiert: da sich nämlich nur das statistisch Erfassbare, zu Umschreibende verwalten läßt, wird der Mensch vom Bürger, vom Betroffenen, vom Studenten abgetrennt. Wo persönliche Eignung, wissenschaftliche Leistung und wirtschaftliche Lage in einem Punktsystem zusammengefaßt sind, hat die Förderung aufgehört zu bestehen. Studenten sind in keinem Falle mit Kriegsbeschädigten zu vergleichen, deren Schäden aus Gründen möglicher Verwaltung prozentual errechnet werden. Die Entscheidungen über eine Förderung in die Hände von Hochschulausschüssen zu legen, ist keine Frage der Macht, sondern der Beweglichkeit. Es soll nicht von Verwaltungsstellen über Akten, sondern von Menschen über Menschen entschieden werden. Hier liegt die dritte Grenze. Sie wird dort überschritten, wo Förderung beginnt, Behandlung und Betreuung zu sein und damit in Bevormundung und Gängelei umschlägt. Eine schlechte Hausordnung verdirbt das beste Studentenheim, dessen Lebensstil sie auf dem Prokrustesbett strenger Verbote und obrigkeitlicher Anordnungen vergewaltigt. Wer möglichst häufige Leistungsprüfungen fordert, schadet mehr, als daß er hilft. Wo einem Studenten eine finanzielle Beihilfe entzogen wird, weil er heiratet oder weil sein Vater als Beamter von einem Ort in einen anderen versetzt wird, ist das ein schwer zu überbietender Eingriff in persönliche Verhältnisse. Weder die perfektionierteste Organisation, noch die ausgedehnteste wirtschaftliche Unterstützung sind ein Zeichen guter studentischer Förderung. Unter dem Druck materieller Erfordernisse trotz inneren Widerstrebens angenommen, werden derartige Maßnahmen statt der Persönlichkeit zu dienen, von den jungen Menschen als Ballast empfunden und innerlich abgeworfen, selbst wenn sie dem einzelnen noch jahrelang finanziell zugute kommen sollten. Diese dritte Grenze muß gezogen werden, um das Freisein dessen zu bewahren, dem die Förderung dienen soll.

III

Das wichtigste Gespräch der letzten Zeit über die Förderung von Studenten hat in Bad Honnef stattgefunden. Wer von den Gedanken dieses Gesprächs weiß, wird in ihnen einen wichtigen Anfang für eine künftige Neuordnung erkennen. Es scheint richtig zu sein, wenn vielerorts die Überzeugung herrscht, daß das heutige System der Hilfeleistungen für Studenten zu einem dauernden Schaden der Hochschule führen wird, wenn die in Bad Honnef ausgesprochenen Gedanken zu einem Stück Hochschulreformhistorie verblässen sollten, und sich nicht in praktische Maßnahmen verwandeln.

Noch aus einem anderen Grunde ist eine Neuordnung unabdingbar. Die Systeme der Hilfeleistungen in der Bundesrepublik und in Mitteldeutschland beweisen sich als so wesensverschieden, daß sie weder einander angeglichene, noch aufeinander abgestimmte werden können. In Mitteldeutschland wird die Hochschule bewußt in den Dienst weltanschaulicher Überzeugung gestellt. Ihre Verwaltung, insbesondere die Prorektoren, stellen Sachwalter politischer Interessen dar. Mit so gut wie unbegrenzten Mitteln, größter Vollmacht, und nach klaren Plänen arbeitend, wird die wirtschaftliche Unterstützung in den Dienst der kommunistischen Idee von der Entwicklung der Gesellschaft gestellt. Was haben wir dem entgegenzusetzen? Niemand wird daran denken können, unser heutiges System der Förderung, dem alle Kriterien eines wirklichen Systems fehlen, auf die Hochschulen in Mitteldeutschland zu übertragen, ohne daß die betroffenen Studenten irre werden müssen an der Idee und der Kraft freien Lebens, das sich in Unordnung präsentiert.

Am Anfang des Nachdenkens in dem Gespräch von Bad Honnef stand die gemeinsame Überzeugung, daß in der Förderung ein einheitlicher Plan herrschen müsse, anders gesagt, der Gedanke des Koordinierens. Die Förderung ist ein Ganzes. Man kann sie nicht von mehreren Stellen, nach verschiedenen Prinzipien, und mit jeweils unterschiedlichen Maßstäben betreiben. Ihre Teile greifen ineinander ein, ja — sind aufeinander angewiesen, weit über den Bereich der einzelnen Hochschule hinaus. Zunächst sollte deshalb die direkte Förderung, damit ist die Ausgabe von Stipendien aller Art gemeint, nach gleichem Maßstab vergeben und an einer Stelle verwaltet werden. Entscheidung und Verwaltung sind — soweit sie sich miteinander in der praktischen Tätigkeit berühren — in ihren Befugnissen deutlich auseinander zu halten. Die Entscheidung über das Vergeben von Stipendien muß dem von der Hochschule eingesetzten Förderungsausschuß anvertraut werden. Die notwendige Verwaltung wird Aufgabe der Studentenwerke sein. An jeder Hochschule sind Förderungsausschüsse innerhalb der Fakultäten sowie ein Hauptausschuß für die gesamte Hochschule zu bilden. Das Studentenwerk sollte seine Organisation — wo es noch nicht geschehen ist — so verändern, daß sie den kommenden Anforderungen genügen kann. Ungleich schwieriger gestaltet sich das Abstimmen der Maßstäbe über die einzelne Hochschule hinaus. Der Wechsel der Universität gehört mit zu den akademischen Freiheiten. Soweit er keinen Einschränkungen durch die Prüfungsordnungen unterliegt, die den Besuch einer Hochschule während eines bestimmten Zeitraumes zur Voraussetzung für die Prüfung an dieser Hochschule machen, darf der Student nicht durch Maßnahmen anderer Art an dem Wechsel seines Ausbildungsortes gehindert werden. Heute noch besteht ein gewisses Gefälle in der Förderung, was zu einem Teil an der unterschiedlichen Finanzkraft der Länder, zum anderen an der unterschiedlichen Dotierung der Hochschulen, aber auch an der Beschränkung wesentlicher Förderungsmittel auf einen bestimmten Personenkreis liegt. Es sollte deshalb ein Gremium gebildet werden, dessen Arbeit das notwendige Angleichen der Maßstäbe der verschiedenen Hochschulen aneinander sein wird. In der Verwaltung muß ein normativer Förderungsantrag mit einer Mindestanzahl von bestimmten Fragen, die über die Lage des Studenten Auskunft geben, das gleichmäßige Beurteilen des Bewerbers sicherstellen.

IV

Mit dem Koordinieren der Stipendien wäre nur ein Teil des Weges in der Neuordnung des Förderungswesens zurückgelegt. Die indirekte Förderung bildet mit der Ausgabe von Bargeld eine Einheit. Es ist leicht, an dieser Stelle den Umfang der Arbeit der Studentenwerke aufzuzählen, so z. B. den studentischen Gesundheitsdienst, der an etwa $\frac{2}{3}$ aller Studenten im Jahr mehr als 1 200 000 DM ausgibt, die Darlehnskassen mit einem Gesamtbestand von rund 8 000 000 DM, die studentischen Gaststätten mit etwa 1 000 000 Portionen im Monat, die Zahl der Freitische, die etwa 10 000 Studenten zugute kommen, die Wohnheime, die Eingliederungsbeihilfen, die Studenten-Büchereien und anderes mehr. Wenn etwa festgestellt wird — wir haben dies nachgezählt — daß die Abteilungen Zimmervermittlung, Gesundheitsdienst und Förderung des Studentenwerks Frankfurt im Wintersemester

55/56 rund 20 000 Besucher zählten, so kann damit ein Einblick vermittelt, eine Vorstellung gegeben werden, welchen Umfang die indirekte Förderung einnimmt. Doch ist damit das Wesentliche nicht getroffen. Zahlen ergeben zwar ein Bild, doch hat dieses Bild die Eigenschaft, daß es Statistisches darstellt, den einzelnen als Vorgang, als Fall erfaßt, während es doch gerade auf das Innere dieses Vorganges, häufig auf das Gespräch ankommt, das so oft mehr Zuversicht und Vertrauen hervorbringen kann, als eine einmalige oder laufende Geldzahlung. In den Sprechstunden des Studentenarztes, des Psychotherapeuten, in der Berufsberatung, der Studienberatung, in der Rechtsberatung sowie in der Förderungsabteilung und in den Gesprächen der Tutoren von Studentenwohnheimen wird eine Summe von Verbindungen, von Brücken geschlagen, die — ohne meßbar zu sein — den Studenten das Gefühl vermitteln, daß sie nicht immer alleine dastehen müssen. In diesem Aufgabenkreis, der mit dem Wort „indirekte Förderung“ nur unzulänglich umschrieben ist, steckt eine Potenz, deren Umfang erst dann sichtbar werden würde, wenn das Ganze wegfallen oder in einem bürokratischen Getriebe erstarren sollte. Wenn am Anfang die Misere der heutigen studentischen Generation in dem Massendasein und dem Fehlen eines festen Standortes gesehen wurde, so kann dem nicht abgeholfen werden, indem man die Summe der ausgeschütteten Beihilfen auf das Doppelte oder Vierfache erhöht. Wer die Förderung auf die in den Erfolgsrechnungen sich darstellende Summe von ausgegebenen Beihilfen beschränkt, auch wer sich darüber hinaus nur auf den Zusammenhang zwischen der Zahl der Studenten und der Zahl der Lehrkräfte an den Hochschulen einengt, dem droht ein wesentlicher Teil jeder Förderung verloren zu gehen, nämlich der, den das Gespräch von Bad Honnef als „Lebenshilfe“ umschrieben hat. —

Das Koordinieren als praktische Aufgabe sollte das Zusammenarbeiten und das Aufeinanderabstimmen aller Förderung einschließen. Genau wie Studentenheime wenig Gelegenheit haben, die ihnen einwohnenden Möglichkeiten zu verwirklichen, solange ihre Bewohner durch Erwerbstätigkeit an jedem gemeinsamen Gespräch gehindert werden, genau so

Gegen die Fetische

Der DISKUS veröffentlicht hier auszugsweise die Rede, die Dr. Neuhäuser, Präsident der Hanseatischen Rechtsanwaltskammer, als Delegierter der Bundesrechtsanwaltskammer auf der 11. rechtswissenschaftlichen Fachgruppentagung in Hamburg gehalten hat.

Solange die studentischen Vertretungen der deutschen Universitäten in den Fakultätssitzungen bedauerlicherweise weder Sitz noch Stimme haben, ist es eigentlich unfair, wenn wir alten Männer, die Sie als Gäste hierher geladen haben, in diesem Gremium etwas sagen. Daß ich es doch tue, das geschieht aus folgenden Gründen. Ich habe etwas den Eindruck, daß Sie alle sich in einer Situation befinden, die vergleichbar ist derjenigen des Freiherrn von Münchhausen, der sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf herausziehen wollte. Wenn man im Labyrinth drinsteht, dann kann man ja noch nicht so recht übersehen, welche Fehler man macht, und eigentlich erkennt man, jedenfalls will es mir so scheinen, erst nach Beendigung des Studiums, wieviele Fehler man während dieses Studiums gemacht hat und, schlimmer noch, wieviele Fehler die anderen gemacht haben.

Darf ich mal ganz nach dem alten Rezept verfahren: Man muß die Wahrheiten seiltanzen lassen, um zu erkennen. Wenn Sie tief im Innern Afrikas in einen Negerkral gehen, um einer Versammlung von Medizinmännern beizuwohnen, dann werden Sie auf eine Fülle von Tabus, Fetischen und steinernen Göttern stoßen, über die Sie zu kritisieren haben. Und wenn Sie in der Bundesrepublik in einem Kreis gelehrter Männer treten, vielleicht von Hochschulberatern, dann werden Sie, wenn Sie sich genügend Kritik und Selbständigkeit des Denkens bewahrt haben, feststellen, daß es hier genau so zugeht wie im Negerkral. Freilich, die Fetische haben immer andere Ideen, die sie verkörpern. Aber hier wie dort

wenig kann ein Stipendium fruchtbar werden, dessen Empfänger sich nach wie vor als Glied einer Masse empfinden muß, die zwar unterrichtet und zur Selbständigkeit aufgerufen wird, sich sonst aber verwaltet fühlen muß.

Wenn z. Z. das Koordinieren der verschiedenen Hilfeleistungen im Vordergrund der praktischen Überlegungen steht, daneben die Bemühung um eine Erhöhung der notwendigen finanziellen Mittel nicht vergessen werden darf, bleibt als schwierigste Aufgabe, über die Kategorie des Meßbaren, des Nutzeffektes hinauszukommen. — Die Förderung steht an einem Scheidewege. In der Vorbereitungsschrift des Verbandes Deutscher Studentenschaften zu dem Studententag in Hamburg steht der Satz, daß bei den Studenten die „Förderung nach qualifizierter Berufsausbildung schlechthin dominiert und das Schwergewicht unter der Perspektive des sozialen Aufstieges“ gesehen wird. Nicht nur die Studentenschaft beschränkt sich in ihren Überlegungen für eine Neuordnung der Förderung, die jene Schrift widerspiegelt, auf Selbsthilfe, Darlehen, Stipendien, Studienhonorar und Hochbegabtenförderung, auch in den verschiedenen Denkschriften von anderer Seite, in den öffentlichen Diskussionen erschöpft sich der Begriff der Förderung in dem möglichen Vergrößern des entsprechenden Ansatzes im Haushaltsplan des Staates. Die Gespräche von München über die Aufgaben der Studentenwohnheime scheinen verhallt zu sein. Fast entsteht der Eindruck, als wolle man alles andere beiseiteschieben und dem Nachdenken über weitere mögliche Formen studentischer Förderung ausweichen. Das Gespräch von Bad Honnef stellt nur einen Anfang dar; denn „Förderung“ heißt Nachdenken, das Überkommene beiseite stellen, nach neuen Wegen suchen. Geistige Anstrengung bleibt dabei unsichtbar. Ohne aber im lebendigen Vollzug die Maßstäbe und die Möglichkeiten der Förderung jederzeit neu zu prüfen, wird die akademische Sozialarbeit zu einem Getriebe, dessen Schall zwar ein weit-hin hörbares Geräusch verursacht, von dem der Geist sich jedoch längst entfernt hat. Förderung darf sich nicht im praktischen Tun erschöpfen. In dieser Arbeit stehen heißt, nicht bei dem Erreichten und Erprobten, und sei es noch so vortrefflich, sich zu beruhigen, sondern heißt in Unruhe bleiben.

und zu allen Zeiten werden sie angebetet und werden von jeder hetzenden Kritik sorgsam ferngehalten. Ich habe mit einem lachenden und einem weinenden Auge festgestellt, daß diese Fetische, die unsere Zeit regieren, auch Niederschlag gefunden haben in den Schriftstücken, die Sie uns freundlicherweise zur Vorbereitung auf diese Sitzung übergeben haben. Die beiden gefährlichsten Fetische, die wir alle gegenwärtig anbeten, scheinen zu lauten: der eine der Jammer um die unüberschaubare Ausweitung, vor allen Dingen um die allzu starke Spezialisierung unseres Wissensstoffes, und der andere die Sorge vor der Überlastung.

Überlastet ist heutzutage jeder, ein Anwalt, ein Richter oder ein Verwaltungsbeamter oder ein Kaufmann, er hat nie Zeit. Er fürchtet schon den Managertod, der in seiner Brust sitzt, und träumt davon, endlich für einige Tage der Überlastung entrinnen zu können, und nur mit Mühe und Not habe ich ein helles Lachen unterdrücken können, als ich in diesen Schriftstücken auch von Studenten höre, daß sie heutzutage überlastet sind. Ich habe versucht, auszurechnen, wie lange es her ist, daß ich in derselben Situation war wie Sie: vor 30 Jahren. Wenn ich zurückdenke an diese Zeit, dann geschieht das immer in dem Gefühl, daß ich eigentlich gar nichts zu tun gehabt habe und viele Semester hindurch die wunderschöne Freiheit hatte, mich mit allem möglichen zu beschäftigen. Ich muß bekennen, ich habe sechs Semester Jura studiert, das war damals möglich; davon 3 Semester im Ausland, das war auch möglich; und da es im Ausland ja keinen Zweck hat, Jura zu studieren — damit hätte man nichts anfangen können —, so habe ich mich drei Semester lang mit allem möglichen beschäftigt: Tennis, Segeln, Pokerspielen und solchen Dingen, nur nicht mit Jura. Das war wunderschön. Ihnen allen kann ich nur empfehlen, machen Sie es nach. Ich habe auch das Examen bestanden, damals.

Die „Demokratie“ der Volkskammer

Diesem Bericht über die letzten Sitzungen der Volkskammer der „Deutschen Demokratischen Republik“ müssen einige Angaben über deren Zusammensetzung und Funktion vorausgehen. Die 400 Abgeordneten werden nach dem Einheitslistensystem für die Dauer von 4 Jahren gewählt. Die Anteile der politischen Parteien und „Demokratischen Massenorganisationen“ an der Gesamtzahl der Sitze werden vom „Nationalrat der Nationalen Front, dem errechneten Stärkeverhältnis entsprechend, die Kandidaten und stellt sie in der Einheitsliste den Wahlberechtigten in Wahlversammlungen zur Diskussion, so daß während der Diskussion Änderungen eintreten können. Die Einheitsliste erhält dann in toto durch den Wahlakt Zustimmung oder Ablehnung. Bei diesem Wahlsystem — das nicht de jure durch einen entsprechenden Verfassungssatz, sondern nur de facto gilt —

Notstand in Permanenz

(Fortsetzung von Seite 1)

geneigter als je zuvor, sich mit den Fragen der Forschung, Lehre und Bildung auseinander zu setzen. Versprechungen des Bundeskanzlers zur Besserung der Situation des geistigen Mittelstandes sind zahlreich und aktenkundig. Unter diesen Vorzeichen muß es den Organisationen der Wissenschaft und Erziehung gelingen, mindestens „einen niedrigsten gemeinsamen Nenner“ als Programm zu formulieren.

Die Macht des Geistes

Die Ohnmacht des Geistes ist selbstgewählt. Es gilt der Abstinenz von der öffentlichen Meinungsbildung zu entsagen. Das Mindestprogramm muß lauten: Die Verdreifachung der finanziellen Aufwendungen für Wissenschaft und Erziehung durch Mittel des Bundes in einem langfristigen Aufbauplan von etwa zehn Jahren. Wir müssen das Vertrauen haben, daß unsere Bildungs- und Forschungsinstitutionen intakt genug sind, diesen personellen und materiellen Aufbau aus ihrer jetzigen Struktur und Substanz heraus zu meistern und mit dem rechten Geist zu füllen, der Karl Jaspers' Anliegen ist. Dabei sollte jedem Versuch widersprochen werden, aus der Hergabe solcher Mittel dem Bund ein Bestimmungsrecht über die Verwendung zuzubilligen. Niemand kann den Bund hindern, einzelnen Instituten, Lehrstühlen, Universitäten oder Ländern Stiftungen oder Schenkungen zu geben, auch die Bundesländer nicht; aber das Bestimmungsrecht muß auf

entfallen zur Zeit 100 Sitze auf die SED, weitere 180 Sitze auf die übrigen Parteien, die CDU, die Liberal-demokratische Partei, die National-demokratische Partei und die Demokratische Bauernpartei. Der Rest der Sitze gehört den demokratischen Massenorganisationen, und zwar der FDJ, dem FDGB, dem „Kulturbund zur Demokratischen Erneuerung Deutschlands“, dem „Verband Deutscher Konsumentenvereine“, dem „Demokratischen Frauenbund“ und der „Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe“.

Da die Verfassung der DDR das Prinzip der Gewaltenteilung ablehnt, sind die Rechte und Aufgaben der Volkskammer gegenüber denen unseres Bundestages umfangreicher. Sie hat neben der legislativen Funktion einen unmittelbaren Einfluß auf die Justiz, da sie Richter kritisieren und abberufen kann. Sie überprüft im Plenum, nach Begutachtung durch den Verfassungsausschuß, in Streitfällen die Verfassungsmäßigkeit ihrer eigenen Gesetze, übernimmt also als Richter in eigener Sache die Funktionen eines Verfassungsgerichtes. Schließlich setzt die Volkskammer auch die Art und Weise der Durchführung ihrer Beschlüsse selbst fest. Die Minister sind nicht wie in der Bundesrepublik dem Ministerpräsidenten (Kanzler), sondern der Volkskammer gegenüber verantwortlich. Sie kann Minister abberufen, sie bestimmt die Grundsätze der Verwaltung und kontrolliert die gesamte Tätigkeit des Staates. In der Praxis hat die Volkskammer mit der Wahrnehmung vieler dieser Aufgaben ihre ständigen und nicht ständigen Ausschüsse und ihr Präsidium betraut, so daß das Plenum, deren Abgeordnete ihren Beruf weiter ausüben, relativ selten zusammentritt. Der vorliegende Bericht bezieht sich auf die 13. Sitzung der im Oktober 1954 gewählten zweiten Volkskammer.

Auf der Tagesordnung stand die Regierungserklärung des Ministerpräsidenten Otto Grotewohl mit ihren 8 Punkten zur innerdeutschen Entspannung. Die wesentlichsten Punkte waren die Stellungnahme gegen Begrenzung der Streitkräfte für beide Teile Deutschlands, gegen die Stationierung von Atomwaffen auf deutschem Gebiet, gegen Einschränkung der Souveränität, wie sie die Existenz von Spionagezentralen ausländischer Mächte auf Westberliner Boden darstellt, zur Freilassung der aus politischen Gründen Inhaftierten und Einstellung der Verfolgung usw. Zu dieser Regierungserklärung nahmen die Sprecher der Parteien und Massenorganisationen Stellung.

Form, Inhalt und Tonart der einzelnen Reden gaben einen guten Querschnitt durch die aus der DDR überhaupt möglichen Arten der politischen Rede. Sie können in drei Gruppen geordnet werden. Zuerst und am häufigsten, wie überall, findet sich die Rede, die den wohlbekannten Leitartikel einer mittelmäßigen Parteizeitung mit Nachdruck wiederholt, im festen Schema der Gedanken und Formulierungen, gestellt, verklemmt, ob auswendig gesprochen oder abgelesen. Der Inhalt des Artikel ist nicht neu, dafür sprechen die Beispiele aus seinem Vokabular: Imperialisten, Monopolisten, Revanchisten, Adenauerclique, Kriegseinsteiger, Söldnerarmee, in amerikanische Uniformen gepreßt, Söhne zum Schlachtopfer für die Interessen der Herren Krupp und Pferdenges. — In dieser Weise äußerten sich vornehmlich die ganz jungen und die Abgeordneten, bei denen man auf einen sehr schnellen und weit unten ansetzenden Aufstieg schließen darf.

Davon sehr unterschieden ist die Tonart der alten gewitzten Parlamentarier. Eine perfekte, gefällige Suada, elementare, nicht allzu differenzierende Beweisführung, originelle, spitze Polemik, große Posen, rhetorische Mätzchen und Tricks. In der Volkskammer verkörperte diesen Typ am besten das Präsidiumsmitglied Friedrich Ebert, der Oberbürgermeister des Ostsektors und Sohn des ehemaligen Reichspräsidenten. Leutselig und jeder Situation vertraut, das passende Wort im richtigen Augenblick.

Die dritte Gruppe, in der Volkskammer nicht stärker als im Bundestag, ist die der nur peripher politisch aktiven Theoretiker, repräsentiert durch Prof. Meusel, den Historiker, der als Sprecher des „Kulturbundes“ abgemessen und unaufdringlich über seine Erfahrungen im Gespräch mit westdeutschen Intellektuellen und über deren Motive zur Ablehnung des von der DDR beschrittenen Weges und über die Ursache vieler ihrer Mißverständnisse sprach.

Die Verhaltensweise der nicht redenden Abgeordneten wirkte ebenfalls uneinheitlich. Gewiß sind die beiden FDJ-Vertreter, die als Pärchen in der hintersten Reihe Fotos ihrer letzten Gruppenfahrt austauschten, die Ausnahme, die Regel sieht anders aus. Die Spannung und Anteilnahme ist natürlich abhängig vom Vermögen des Redners, seine Zuhörer zu interessieren, wobei besonders erwähnt werden muß, daß die Abgeordneten von den Leitartikel-Langspielplatten ihrer eigenen Fraktionssprecher nicht sehr erbaut, sondern vielmehr gelangweilt schienen, und selbst die sehr disziplinierten Inhaber der Regierungssitze, die vollzählig und ununterbrochen aushielten, schienen sich bei allzu häufigen Wiederholungen das Ende herbeizuwünschen. Die Aufmerksamkeit wuchs mit dem Abweichen vom Schema. Der Präsident der Volkskammer, Dr. Johannes Dieckmann, Mitglied der Liberal-demokratischen Partei, hat die gewiß schwierige Aufgabe, den vielen parlamentarisch ungeübten Abgeordneten durch Vorbild und Maßnahmen würdige Verhaltensweisen anzugewöhnen und so der Volkskammer einen kultivierten Stil zu geben.

Der Sitz der Volkskammer und der Regierung ist nicht Pankow, sondern Berlin-Mitte. Das Haus der Volkskammer wird zur Zeit renoviert, die Sitzungen fanden im Kongreßsaal des Finanzministeriums statt, mit drei Fahnen zu beiden Seiten der Tribüne und schwarz-rot-goldener Verkleidung der Stirnwand provisorisch hergerichtet, wodurch der allgemeine Eindruck unterstrichen wurde, daß die Volkskammer auf ein umfangreiches Zeremoniell wenig Wert legt. Abgeordnete, Minister und Ministerpräsident waren in den Pausen für jeden ansprechbar und wurden auch angesprochen. Auch der westdeutsche Zuhörer konnte beim Mittagessen und in den Gängen beliebig viele Gespräche führen.

Durch das Einheitslisten- und Blocksystem wird die gegenseitige Opposition verschiedener Gruppen des Parlaments zur Seltenheit. Bei der Diskussion einer Regierungserklärung zur

innerdeutschen Entspannung ist a priori Einigkeit vorhanden. So wurden in den Reden keine von der Regierungserklärung unterschiedenen Standpunkte vertreten, sondern lediglich die Dringlichkeit des Regierungsprogramms vom Gesichtspunkt der Partei oder Organisation unterstrichen und näher ausgeführt. Fast alle Redner schienen sich außer an das Parlament auch noch an die Bevölkerung, und zwar beider Teile Deutschlands, wenden zu wollen. Die Sitzung hatte deshalb nicht dem Zwecke des Meinungsaustauschs und der Willensbildung, sondern dem Zwecke der Proklamierung eines schon vorhandenen Willens zu dienen. Sie hatte den Charakter einer Veranstaltung, einer Kundgebung.

Bei einer Analyse der Reden lassen sich folgende, allen Reden gemeinsame Grundzüge erkennen: Der Stolz über die bisherigen Errungenschaften, nämlich die sozialistische Gesellschaftsordnung und die fortschreitende wirtschaftliche Verbesserung trotz Schwierigkeiten, die Genugtuung über die wachsende Anerkennung im Ausland, sowohl als Staat wie auch als Wirtschaftsmacht, belegt z. B. mit dem Erfolg der Leipziger Messe. — Adenauer, in den Reden bisweilen wörtlich angesprochen, wird darauf hingewiesen, daß sein Standpunkt bei der unumgänglichen Verhandlung zwischen den beiden deutschen Regierungen immer schwieriger und schwächer wird, weil die DDR sich wirtschaftlich und im Bewußtsein der Massen zunehmend kräftigt.

Aus allen Reden spricht auch die Überzeugung von der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges, der letztlich zum Sieg führen muß. „Die Pläne von heute sind das Leben von morgen.“ Der „richtige“ Weg orientiert sich an der Sowjetunion, sie ist in allem weit voraus, sie gibt das Beispiel, daß man den deutschen Verhältnissen entsprechend anwenden muß. Die Freundschaft zur Sowjetunion gewinnt als Bekenntnis zur wahren sozialistischen Gesellschaftsordnung symbolische Bedeutung. Ein weiterer Grundzug der Reden ist die Empörung über die „Rückkehr von Militarismus und Faschismus“ in Westdeutschland, für deren Träger Staatssekretär Globke und einige Generäle gelten. Aus dem Affekt gegen ehemalige und jetzt wieder aktive Nationalsozialisten spricht die Erinnerung an die Zeit der Verfolgung im dritten Reich, verdichtet in der Erinnerung an den Reichstagsbrandprozeß. Der Karlsruher KP-Prozeß wird als Fortsetzung der Vorgänge der Nazizeit verstanden.

Schließlich sprechen fast alle Redner von der Bereitschaft zu friedlichen Verhandlungen, die Wiedervereinigung sei eine Sache der Deutschen; sie reden aber auch von der Bereitschaft, die bisherigen Errungenschaften gegen Angriffe zu verteidigen. Hier hat der Protest gegen die amerikanischen Spionagezentralen in Westberlin seinen Ort.

Das Schlußwort einer Rede: „Wir sind bereit“ kennt also ein mehrfaches „wozu“. Der Westdeutsche Zuhörer ist an dieser Stelle versucht, sich die Frage nach seiner eigenen Bereitschaft vorzulegen. Das Wozu ist jedoch entscheidend!

Ulrich Krüger

Da die erforderlichen 30% Wahlbeteiligung in Frankfurt weder für das Sommersemester noch für das kommende Wintersemester erreicht wurden, übernimmt das Parlament des Wintersemesters 55/56 solange die Geschäfte der studentischen Selbstverwaltung, bis ein neues Parlament satzungsgemäß gewählt ist.



den Schenkungsakt beschränkt bleiben. Es wäre der beste Beweis echter liberaler Haltung. Und der Bund befände sich in der guten Gesellschaft der Tradition des ehemaligen preußischen Kultusministeriums. So und nicht anders kann der gordische Knoten der Kompetenzen durchschlagen werden. Daß dies möglich ist, zeigt auch das Beispiel Englands.

Taktik

Beim Deutschen Studententag in Hamburg war „die Gesellschaft“, mit der man gerade etwas im Sinne hatte, abwesend. Das war ein Verkehrsunfall, der mit dem Fahrplan des Bundestages zu tun haben mochte. Daraus sollten wir lernen. In der Reihe der Deutschen Studententage fehlt nach Köln, München, Berlin und Hamburg nunmehr noch das Herzstück: Frankfurt. Hier möchten wir es im Wahljahr 1957 etwas besser machen. Wir meinen, der Verband Deutscher Studentenschaften sollte einen außerordentlichen Studententag veranstalten und in gemeinsamer Initiative mit der Westdeutschen Rektorenkonferenz die Ständige Konferenz der Kultusminister, den Deutschen Ausschuß für das Erziehungs- und Bildungswesen, den Hochschulverband, den Stifterverband der Deutschen Wissenschaft, die Deutsche Forschungsgemeinschaft, die Studienstiftung des Deutschen Volkes, die Max-Planck-Gesellschaft und den Deutschen Akademischen Austauschdienst zu einer gemeinsamen außerordentlichen Jahresversammlung in festlichem Rahmen einladen, zu der der Bundespräsident, die Bundesregierung und die beiden Parlamente als Gäste zu laden sind.

Es wäre der geeignete Ort und die rechte Zeit, den allgemeinen Notstand des deutschen Geisteslebens feierlich zu proklamieren und ein Programm zu seiner Behebung zu verkünden. Ein ganzes Jahr ist Zeit, um sich über ein solches Programm zu einigen. Den Mächten, die auf dem Deutschen Studententag in München „Volk und Staat“ so bedeutsam und selbstgefällig zu repräsentieren wußten, würde auf diese Art eine Rechnung aufgemacht, deren Begleichung vor den Wahlen ihnen sehr nützlich erscheinen sollte.

W. Wilkening

LITERARISCHER RATGEBER

„Bei allem Hochdruck der geistigen Uniformierung bleibt es in der Wahl eines Menschen, was er lesen will, und was er gelesen hat, macht ihn von den anderen ein bißchen verschieden.“

Bernhard Guttman »Die Gegenwart«, Juni 1956

Rasche Information über die wichtigsten Neuerscheinungen und ihre kritische Sichtung bietet der „Literarische Ratgeber“ der Zeitschrift »Die Gegenwart« seinen Lesern. Seit dem Kriege beobachtet er besonders sorgfältig das Gebiet der Belletristik vom spannenden Unterhaltungsroman bis zur hohen epischen Form. Er präsentiert die neuen Autoren und verfolgt ihre Entwicklung. In der kritischen Auseinandersetzung mit der Lyrik und den Neuausgaben unserer Klassiker will er in der Spannung zwischen Tradition und Experiment das Bewußtsein einer literarischen Kontinuität stärken.

In seinen Leitartikeln arbeitet er an der Klärung der literarischen Begriffe. Am Anlaß kultureller Ereignisse, in der Untersuchung der literarischen Formen, durch die Charakterisierung wichtiger Figuren des in- und ausländischen literarischen Lebens, erhellt er zuvörderst die Beziehung von Literatur und Gesellschaft. Überall ist dabei klärende Auswahl aus der verwirrenden Fülle dessen, was der literarische Markt heute bietet, sein Prinzip.

Interessenten, die den Literarischen Ratgeber in der Zeitschrift »Die Gegenwart« noch nicht kennen, übersenden wir auf Wunsch gern ein kostenloses Probeheft.

Die Gegenwart

IM VERLAGSHAUS
FRANKFURTER SOCIETÄTS-DRUCKEREI

Frankfurt am Main, Frankenallee 71—81

Briefe an die Redaktion

Objektive Berichterstattung?

In Nr. 6 Ihrer Zeitung ergießt sich ein Herr Waldemar Kunath unter der Überschrift „Europäischer Mittelständler Otto Strasser“ in z. T. schauriger, z. T. ironischer Weise über die Gründung der DSU in Miltenberg.

Richtigstellung:

Zu dem „Tumult“, „Wutgebrüll“, „Spritzenden Blut“, „blutenden Nasen, blutbespritzten Hemden und Krawatten“, dem Zwischenrufer und dem Echo von der Straße folgendes: Ich bin weder taub, noch farben- oder sonstwie blind und vernahm mit Ohren und Augen nur, daß auf den Zwischenruf „Abtreten“ der Rufer wohl mit etwas lauter Stimme aufgefordert wurde, den Saal zu verlassen. Das darauffolgende Handgemenge wurde von dem Rufer und seinen „Genossen“ begonnen. Die zwei Schüsse wurden von einem im Getümmel Befindlichen abgefeuert. Er hat sich also nicht „pistolenschwingend“ hineingestürzt. Blut war beim besten Willen keines zu sehen. Die Demonstranten auf der Straße, zu denen auch der Zwischenrufer und seine „Kampfgefährten“ im Saale gehörten, und deren Aussehen schon der menschlichen Gesellschaft wenig zum Ruhme gereicht, waren etwa 150 Halbstarke (männl. u. weibl.), die mit Omnibussen aus Hanau gekommen waren. Die Kontrolle am Eingang hat sich wohl als richtig erwiesen. Was wäre passiert, wenn vielleicht auch nur 30 dieser Rabauken im Saale gewesen wären? Im übrigen kam man am Nachmittag auch ohne Einladung hinein, wenn man morgens schon drin war.

Frage:

Zeugt es von politischer Intelligenz, wenn man einem Manne, der wegen seiner Gegnerschaft zu Hitler — in einer Zeit, da Politiker, die auch heute wieder vorne dran sind, zu einem Ermächtigungsgesetz ja sagten — aus Deutschland flüchten mußte, jahrelang im Exil von Gestapo-Mördern von einem Ort zum anderen gehetzt wurde, auf dessen Kopf, tot oder lebend, Hitler 1 000 000 (eine Million) Reichsmark ausgesetzt hatte und der schon im Jahre 1934 den Krieg und Selbstmord Hitlers an dessen grausamen Ende prophezeite (Dr. Strasser: „Die deutsche Bartholomäusnacht“) und der die ganzen Jahre hindurch die Welt warnte, nur mit halbironischen Ergüssen entgegnet?

Zeugt es von politischer — und menschlicher — Anständigkeit, wenn einem dazu sogar die Bundesgenossenschaft kommunistischer Halbstarke gut ist? Gerhard Wanitschek

Verehrter Herr Wanitschek!

Zu Ihrer Richtigstellung wollen wir kein Wort verlieren, sondern müssen uns auf die Glaubwürdigkeit unseres Berichterstatters verlassen. Doch ein Wort zu Ihren zwei Fragen.

Zunächst erscheint es mir unfair, eine Meinung in Form von Fragen zu formulieren, weil man zur Antwort selbst nicht den Mut findet. Genau das haben Sie getan. Nun aber die Fragen selbst.

1. Es muß weder von politischer Intelligenz noch vom Gegenteil zeugen, gegen einen Feind Hitlers aufzutreten, denn die Gegnerschaft zu Hitler ist beileibe kein Freibrief, wie Sie es im Fall Strasser zu wünschen scheinen. Für Thälmann würde dann das gleiche gelten. Ich glaube damit wird diese Frage zum Bumerang.

2. Ihre zweite Frage hingegen scheint mir gefährlicher, weil Sie nach bewährtem Vorbild mit dem völlig aus der Luft gegriffenen Schlagwort „kommunistische Halbstarke“ jede objektive Meinungsbildung über den Vorfall zu erdrücken versuchen. Sie wissen genau wie ich, daß kommunistisch und halbstarke die zwei übelsten und undefiniertesten Schmutzfladen sind, mit denen man heute und hierzulande jemand bewerfen kann. Sie tun das mit Menschen, die sie gar nicht kennen. Das hat nichts mehr mit der „menschlichen“ Anständigkeit zu tun, die Sie propagieren. Das ist Rattenfängertum übelster Sorte.

Werner Schaffernicht

Wir brauchen eine Kirche!

Als ganz alte Akademikerin (promoviert 1920!) bin ich Mitglied der Vereinigung der Freunde und Förderer unserer alma mater und erhalte so auch den DISKUS. Ich bitte Sie nun, die Äußerungen, zu denen ich mich nach der Lektüre der letzten Nummer gedrängt fühle, auch Ihrem Kommilitonen Clytus Gottwald mit zur Kenntnis zu geben. Als ich nämlich den im Blatt weiter vorn stehenden Artikel „Tagt hier eine sterbende Kirche?“ von C. Gottwald als ersten gelesen hatte, war ich bedrückt von der Tatsache, daß ein junger Mensch sie in unserer gewandelten Zeit (wie leider viele Führende der offiziellen Kirche) gerade und nur durch Festhalten an und durch Rückgriff auf alte Formeln und Formen errettbar glaubt (als wenn es die ganze wissenschaftliche Theologie des 19. Jahrhunderts von Harnack u. a. bis nun zu Bultmann überhaupt nicht gegeben hätte und als ob man auch von einem „Freien Christentum“, organisiert im „Deutschen Bund für freies Christentum“ innerhalb der Evangelischen Kirche nie etwas gehört hätte).

Da war es eine Befreiung, durch den Aufsatz „Entzauberung des religiösen Phänomens?“ von Horst Helmut Kaiser zu erfahren, daß wenigstens die Evangelischen Akademien eine Haltung einnahmen, von der sie am Schluß sagen dürfen: „Daß diese Fragen als solche überhaupt erkannt werden, gibt uns Hoffnung“. In unserem Bund für „Freies Christentum in der Evangelischen Kirche“ sind wir der Meinung, daß der heutige Mensch eine Kirche braucht und nur der echt und innig verbunden bleibt, die nicht in alter Weise starre Dogmen aus dem von Menschen einstiger Jahrhunderte geschriebenen Wort Gottes herausholt, sondern in reformatorischer Art — in neuer Weise faßbar — das Kleinod der Lehre Jesu von der Liebe zu und von Gott in der Bibel findet und daraus darstellt. Da jedes Dogma im Lauf der Zeiten verknöchert, bedarf es eines „Wächteramtes“, das zu ihrer Erneuerung mahnt, auf daß neue und so viele in unserer Zeit gleichgültige oder verängstigte Menschen darin einen Halt sehen.

Dr. phil. Emmy Huber

Nicht erkannte Irrtümer

Es war zu erwarten, daß die Liberal-Soziale Hochschulgruppe Berlin meine Kritik an ihrer Konjunkturtheorie und -politik nicht unwidersprochen hinnehmen würde. Ist es aber Lemke gelungen, meine Einwände (DISKUS, Juniheft) zu widerlegen, bzw. die Wahrheit der angegriffenen Thesen zu beweisen? Offensichtlich nicht so vollkommen, wie er anzunehmen scheint.

1. Es gibt keine allgemeine Überproduktion

Lemke hält die staatliche Konjunkturpolitik für eine Symptomkur, die das eigentliche Übel nicht trifft. Dieses besteht nach seiner Ansicht in der sinkenden Rendite als Folge der gewaltigen Produktionskraft unserer modernen Industriegesellschaft. Die sinkende Rendite bewirkt wiederum eine allgemeine Anlageunlust. In der so „erklärten“ Rentabilitätskrise liege das Kernstück des kapitalistischen Dilemmas, meint Lemke.

Diese Theorie ist im Grunde doch monokausal, obwohl Lemke dies nicht wahrhaben will, denn sie sieht den Hauptgrund der Krisen in der Überproduktion der modernen Wirtschaft. Eine solche „einfache“ Erklärung des Konjunkturphänomens wird

aber, wie ich in meiner vorhergehenden Stellungnahme bereits ausgeführt habe, der Wirklichkeit nicht gerecht.

Aus den Ausführungen von Lemke ist leider nicht klar zu sehen, ob er eine allgemeine oder nur eine partielle Überproduktion als Krisenursache ansieht. Nach dem vorgeschlagenen Abhilfsmittel (der Umlaufssicherung des Geldes) ist zu vermuten, daß er eine allgemeine Überproduktion für die Krisenursache hält. Dies ist jedoch eine völlig unhaltbare Behauptung.

Eine allgemeine Überproduktion der Wirtschaft — nur diese könnte nämlich ohne eine akute Depression den Zins als Preis für knappes Kapital nach Null sinken lassen — ist jedoch nicht zu erwarten. Dies würde nämlich bedeuten, daß alle menschlichen Bedürfnisse materieller Art vollauf befriedigt werden könnten. Eine solche Möglichkeit anzunehmen, ist jedoch völlig utopisch.

Die allgemeinen Wirtschaftskrisen werden stets durch Krisen in einzelnen Branchen (in der Regel im Kapitalgütersektor) ausgelöst. Die Hauptursachen für diese Branchenkrisen stellen Strukturwandlungen im Bedarf und Überinvestitionen dar, die trotz sorgfältiger Marktforschung und intensiver Werbung nicht zu vermeiden sind. Neben diesen wesentlichen Ursachen spielen Erfindungen im weitesten Sinne, die Erschließung neuer Märkte, Witterungseinflüsse, vor allem aber die Erwartungen über die politische Entwicklung eine erhebliche Rolle. Gegen diese Einflüsse ist aber die Einführung eines Zirkulationszwanges für das Geld weitgehend wirkungslos. Ein solcher Zirkulationszwang würde nämlich gerade eine Symptomkur bedeuten, weil er in erster Linie die Nachfrageseite beeinflusst, während die Fehler auf der Angebotsseite zu suchen sind.

2. Ist die gegenwärtige Konjunktur in der Bundesrepublik eine Folge einer Geldmengenerweiterung durch hohe Exporterlöse?

Lemke behauptet schließlich, die sogenannte Konjunkturüberhitzung in der Bundesrepublik sei hauptsächlich der übermäßigen Geld- und Kreditexpansion als Folge des Exportüberschusses zuzuschreiben. Diese Behauptung kann nicht überzeugen.

Selbst wenn eine nennenswerte Erweiterung der Geldmenge durch Exportüberschüsse nachweisbar wäre, würden inflationäre



Tendenzen erst bei Erreichung der Vollbeschäftigung, bzw. von Engpässen in der Wirtschaft zu befürchten sein. Andernfalls werden die aus der Ausdehnung des Geld- und Kreditvolumens möglichen Preisauftriebe durch Kostendegressionen der Betriebe als Folge eines besseren Beschäftigungsgrades kompensiert.

Entscheidend für die „Konjunkturüberhitzung“ in der Bundesrepublik ist aber die inzwischen erreichte Vollbeschäftigung der Wirtschaft und erst in zweiter Linie die Geldmengenerweiterung.

Um den Umlaufzwang des Geldes in jedem Fall durchzusetzen, meint Lemke, könne der Staat bei Vollbeschäftigung die dann unerwünschten Folgen der Geldhortungsbehaftung durch Verminderung der Geldmenge (durch die entsprechenden Maßnahmen der Zentralbank) beseitigen. Damit ist aber das Problem nur auf eine andere Ebene verlagert. Die Schwierigkeiten, die erforderlichen Maßnahmen richtig zu dosieren und vor allem den zweckmäßigsten Zeitpunkt für ihren Einsatz zu finden, bleiben nach wie vor bestehen.

Wirkungsvoll für eine gleichmäßige Steuerung der Konjunktur kann daher der Einsatz der Geldhortungsbesteuerung nur im Zustand der Depression sein.

3. Grundrente, Bodenpreise und Zins

Daß ein Zusammenhang zwischen dem landesüblichen Zins und den Bodenpreisen besteht, ist von mir nicht bestritten worden. Ich habe mich bei der Kritik an den Ausdruck Grundrente gehalten. Diese steht aber in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit der Höhe des Zinses; daß die Begriffe Grundrente und Bodenpreis verwechselt wurden, hätte man allenfalls vermuten können.

Andere Gesetzmäßigkeiten sind von mir nicht behauptet worden. Lemke bleibt völlig den Beweis für die Behauptung schuldig, es sei mit verheerenden Folgen der „Bodensperre“ zu rechnen. Auf eine nochmalige Kritik dieses Begriffs und der unterstellten schädlichen Wirkungen brauche ich mich hier nicht einzulassen, da ich dies bereits in meinem vorigen Diskussionsbeitrag getan habe.

Schließlich unterstellt Lemke, ich habe die nicht-monetären Bestandteile des liberal-sozialen wirtschaftspolitischen Programmes außer Acht gelassen. Dies ist insofern richtig, als meine Kritik sich gegen die „Patentlösungen“ richtete. Die auch von der Regierung vertretenen Grundsätze einer sozialen Marktwirtschaft waren in diesem Zusammenhang auch nicht zu diskutieren, weil sie nichts Neues darstellten.

Abschließend bleibt also festzustellen, daß die Vorschläge zur Konjunkturpolitik der Anhänger Silvio Gesells wenig Brauchbares enthalten. Soweit sie sich mit den Zielen der sozialen

Gute Fachliteratur

aus allen Wissensgebieten

billig abzugeben

Zimmer 13 im Studentenhaus

Montag bis Freitag 12 bis 14 Uhr

Marktwirtschaft decken, ist eine Diskussion überflüssig. Die wenig verwertbaren Gedanken lassen sich allenfalls unter den im vorigen Beitrag von mir erwähnten Einschränkungen realisieren. Dieses Ergebnis mag wenig befriedigen, entspricht aber den tatsächlichen Verhältnissen mehr als die vorgeschlagenen Radikalkuren. Die liberal-soziale Hochschulgruppe sollte bedenken, daß es „den Weg“ zur Lösung des Konjunkturproblems einfach nicht gibt. Der Vorwurf, eine „Ideologie des Weiterwurstelns“ propagiert zu haben, ist darum völlig nichtssagend.

Herbert Helms

Totale Erfassung

Mit Erschrecken entnehme ich dem Artikel „Junger deutscher Reigen“ in der Juniausgabe Ihrer Zeitung, daß der Prozeß der Renazifizierung auch schon auf die Studentenschaft übergreift. Wir haben hier eine Arbeitsgemeinschaft gegründet, die es sich zum Ziel gesetzt hat, derartigen Organisationen das Handwerk zu legen. Der Großteil, der von Ihnen erwähnten Organisationen wird bei uns schon geführt. Die Existenz einer „Nationalen Studentenschaft“, die sie in Ihrem Aufsatz erwähnen, war uns jedoch bisher unbekannt. Ich wäre Ihnen deshalb sehr dankbar, wenn Sie mir die Anschrift dieses Verbandes mitteilen könnten.

Walter Rosenthal

Runenschwärmerisch

Der Beitrag „Admiration pour Hitler“ (Juli-DISKUS) von Elard von Wedel fordert im Interesse aller derjenigen, die die Hoffnung auf ein besseres, freiheitlicher gesinntes Deutschland noch nicht aufgegeben haben, zu einer scharfen Entgegnung geradezu heraus. Hier wird für jeden, der lesen kann, das Bindeglied zwischen mystisch-runenschwärmerischem Faschismus einerseits und seiner sich scheinheilig paneuropäisch-antibolschewistisch gebenden anderen Spielart deutlich offenbar, dessen Fehlen bisher zu der höheren Orts mit viel Eifer verbreiteten Ansicht Veranlassung gab, eine Wiederauferstehung des Faschismus in Deutschland sei nun ein für allemal nicht mehr möglich. In diesen Zeilen enthüllen sich Charakter und Methoden des Neofaschismus in aller Öffentlichkeit, der unter dem Deckmäntelchen der staatsbürgerlichen Erziehung die Jugend zuerst in seine Krallen faßt, ihre Begeisterungsfähigkeit für echte wie für falsche Ideale wohlüberlegt für seine Ziele ausnützend.

„Hier wäre es aber eine Aufgabe, diesen jungen Menschen zu zeigen, wofür und für wen sie eintreten und was sie bekämpfen. Es müßte doch möglich sein, diese Bereitschaft in Bahnen zu lenken, die unserem jungen Staat nützen können.“

Nicht nach von Wedels Ansicht in Bahnen, wie sie von der „Reichsjugend“, dem „Stamm Hohenstaufen“, dem „Jugendbund-Adler“ und anderen im „Jungen deutschen Reigen“ aufgezählten Organisationen begangen werden, nein, das wäre zu gefährlich, weil viel zu offensichtlich. Aber so langsam und sicher in der Schule und sonstwo den Jugendlichen einzutrichern, auf ihren Einsatz für „unseren jungen Staat“ und für Europa käme es an, sie hätten unsere „abendländischen Werte“ vor der Bedrohung durch die „totalitäre Willkür“ zu schützen, unser „gemeinsames europäisches Kulturerbe“ auf dem Kasernenhof und dem Schlachtfeld gegen die „bolschewistische Gefahr“ zu verteidigen und was dergleichen faule Schlagworte mehr sind, die seit langem schon von einer ganz bestimmten Richtung — und leider mit bewußter Unterstützung durch allerhöchste Regierungsstellen — aus der Goebbelschen Propagandakiste hervorgekramt werden. Darauf läuft es doch hinaus, wenn von Wedel fordert, die neonazistischen Ideen sollten nicht etwa in ihrer Verwerflichkeit aufgezeigt und ein für allemal aus unserem Volk, dem sie soviel namenloses Unheil beschert haben, entfernt, sondern im Gegenteil zu seiner staatspolitischen Erziehung positiv nutzbar gemacht werden!

Vollends Klarheit über seine Absichten gibt der Autor, wenn er zum Schluß auf den Faschismus bzw. Neofaschismus in Belgien und Frankreich zu sprechen kommt. (Die Glaubwürdigkeit seines Erlebnisses in der französischen Hafenkneipe will ich nicht bestreiten; es ist erstaunlich, wie schnell sich Gleichgesinnte zu finden wissen, je weniger ihrer sind). Wäre ich Belgier oder Franzose, so würde ich mein Vaterland vor dieser unverschämten panfaschistischen Unterstellung gebührend in Schutz nehmen. Als



The British Centre

„Die Brücke“

Frankfurt a. M.,

Kaiserstraße 48

Tel. 3 22 86 u. 3 37 94

British Centre ist eine Einrichtung zur Förderung kultureller und geistiger Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland. Es umfaßt Bibliothek, Lesesaal, Vortrags- und Kinosaal.

Monatsprogramm Juli/August 1956

Filme:

18. 7.—20. 7. 1956 „Ostafrika heute“ (D). Soziale und wirtschaftliche Entwicklung. „Sie pflanzten einen Stein“ (D). Ausdehnung des Baumwollanbaus im Sudan.
25. 7.—27. 7. 1956 „Besuch in Ulster“ (D). Allgemeiner Überblick über Nordirland. „Auf den Straßen von Ulster“ (D). Die landschaftlichen Reize Nordirlands.

(E) = englische Fassung, (D) = deutsche Fassung

Neue Vorführungszeiten:

mittwochs, donnerstags und freitags 15.30 und 17.15 Uhr. Außerdem donnerstags auch 18.30 Uhr

Für Schulen und Vereine Sondervorführungen des jeweiligen Wochenprogramms nach vorheriger fernmündlicher Vereinbarung (Telefon: 3 37 94).

Play Reading:

Mittwoch, den 25. Juli 1956, 20 Uhr: J. B. Priestley: „Laburnum Grove“

Wie in jedem Sommer wird „DIE BRÜCKE“ auch in diesem Jahr für einige Wochen ihre Pforten schließen, und zwar vom 5. bis 26. August 1956 einschließlich.

Um den regelmäßigen Lesern für diese Periode das „Brücke“-Buch nicht entziehen zu müssen, wird Ihnen die Bibliothekarin auf Wunsch mehrere Bücher, mit entsprechend verlängerter Leihfrist, ausshändigen. Decken Sie also rechtzeitig Ihren Lesebedarf, aber vergessen Sie bitte nicht, alle Bücher in der ersten Woche nach der Wiedereröffnung, also spätestens bis 1. September zurückzugeben. Dadurch ersparen Sie sich und der „Brücke“-Bibliothekarin überflüssige Mahnungen, Zeit, Geld und Ärger.

Einer allgemeinen Umstellung in der Tätigkeit der „Brücken“ zufolge, werden mit dem 1. August 1956 die regelmäßigen Filmvorführungen eingestellt. Es sei aber bei dieser Gelegenheit ausdrücklich betont, daß einerseits von Fall zu Fall und auch auf Wunsch und Anregung der Besucher Sonderfilmvorführungen veranstaltet werden können und andererseits sämtliche Filme, die bisher in der „Brücke“ gezeigt wurden, nach wie vor allen Interessenten wie Schulen, Behörden, Vereinigungen jeder Art, Gewerkschaften usw. kostenlos zur Verfügung stehen. Diese haben lediglich die Transportkosten für Hin- und Rückweg zu entrichten und haben sich außerdem zu verpflichten, keine gewerblichen Vorführungen zu veranstalten. Die Kataloge für 16 mm- und 35 mm-Filme können in der „Brücke“ eingesehen werden. Bitte, richten Sie Bestellungen direkt an

INTERFILM HAMBURG
British Information Services
HAMBURG 13, Sofienterrasse 13

Deutscher bleibt mir nur übrig, mich zu schämen für einen Landsmann, der das Ansehen unseres Volkes im Ausland von neuem in so unverantwortlicher Weise untergräbt. Zu schämen vor allen Dingen als akademischer Bürger dieser Universität für einen Vertreter ihrer studentischen Selbstverwaltung, der als Befürworter derartiger Ideen noch als Referent für gesamtdeutsche Fragen tätig sein kann. Die Einsicht, daß eine europäische Zusammenarbeit auf jedem anderen Gebiet als dem des internationalen Faschismus ist, sollte doch allen denkenden Menschen gemein sein.

Michael Zucker

Studium ist keine Berufsausbildung

Es wäre wirklich aufschlußreicher gewesen, wenn Sie statt der einseitigen Erweiterung einer einseitigen Publikation eine fruchtbare Kritik des Aufsatzes „Erst Lehrling, dann Student“ hätten veröffentlicht können, denn auch in der Zuschrift von Lembke wird — wie bei Herrn Merton — übersehen, daß das Studium der Wirtschaftswissenschaften nicht der Berufsausbildung dient, wenn es auch oft so aufgefaßt wird. Ich erinnere nur an die Zuschrift von Prof. Henzler (Hamburg) an die FAZ, der sehr offen und treffend sagte: „Bei allem Respekt vor der Persönlichkeit von Herrn Richard Merton bedauere ich, daß Sie den aus seiner Feder stammenden Aufsatz „Erst Lehrling, dann Student“ veröffentlicht haben. Der Aufsatz ist offensichtlich ohne Kenntnis wesentlicher Faktoren geschrieben worden.“

Ich möchte keine Verallgemeinerungen meiner nicht sehr guten Erfahrungen aus der Lehrzeit wagen und doch darauf hinweisen, daß der Großteil der für die kaufmännische Ausbildung in Frage kommenden Unternehmungen Klein- und Mittelbetriebe sind, die außer den Abschluß des Lehrvertrages, Betrauung mit mechanischen Arbeiten und der Beurlaubung zum Berufsschulbesuch keine bedeutenden Beiträge zur Vorbereitung auf die „Kaufmannsgehilfen“-Prüfung leisten können. Deshalb ist es in vielen Fällen Unsinn, nach absolvierter Lehre von „Praxis“ zu sprechen und besserem Verständnis der Theorie, deren Verbindung mit Wechselverkehr und Wechselrecht in den Erörterungen von Herrn Lembke mir ebenfalls wenig sinnvoll erscheint.

Es fehlt in der oft banalen Argumentierung vieler Praktiker nur noch die Überlegung, das Studium stelle an und für sich einen Verlust dar, da eine Beschäftigung mit praxisfernen Gegenständen erfolgen müsse. Wir sollten in dieser Beziehung sehr vorsichtig sein.

Dieter Langendorf

Erst Lehrling, dann Student?

Der unter der obigen Überschrift in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 9. Mai 1956 erschienene Artikel des bekannten Frankfurter Wirtschaftlers Dr. h. c. Richard Merton löste erwartungsgemäß ein starkes Echo aus (vgl. FAZ vom 1. 6. 56, DISKUS-Heft Nr. 6, 6. Jahrgang). Dr. Merton brachte einmal unmißverständlich zum Ausdruck, was die wirtschaftliche Praxis, nicht minder aber die Studierenden der Betriebswirtschaftslehre schon lange bewegt. Die wachsende Entfremdung des graduieren Betriebswirts von den Dingen, die ihm in seiner späteren beruflichen Entfaltung aufgegeben sind. Allein die Konsequenzen, die Herr Dr. Merton zu ziehen bereit ist, erscheinen mir jedoch mehr als bedenklich. Herr Dr. Merton fordert nicht nur für den angehenden Studenten der Betriebswirtschaftslehre die vorher absolvierte kaufmännische Lehre, er hält es darüber hinaus sogar noch für angebracht, daß über die Zulassung zum betriebswirtschaftlichen Studium das Tauglichkeitszeugnis des Lehrherren zu entscheiden habe. Hier wäre der Willkür Tür und Tor geöffnet. Die Betriebswirtschaft ist bekanntlich erst vor wenigen Jahrzehnten zum Gegenstand wissenschaftlicher Erforschung geworden. So wollen nicht wenige ihrer Begründer noch heute unter uns (erst unlängst konnte der bekannte Schöpfer der Handelsverkehrslehre, Professor Hellauer, seinen 85. Geburtstag begehen). Es ist daher nur zu verständlich, daß die Einsicht über Sinn und Zweck des Betriebswirtschaftsstudiums überhaupt noch nicht überall verbreitet ist. Viele befähigte Kaufleute, die ihren Erfolg nur praktischem Wirken verdanken, halten aus ihrer Erfahrung heraus ein wissenschaftliches Befassen mit den Problemen der Einzelwirtschaft für überflüssig und sinnlos. Wie nun, wenn ein kaufmännisch begabter und wissenschaftlich interessierter Lehrling einen solchen Unternehmer zum Lehrherrn hat? Mir scheint die Urteilsfähigkeit der Praktiker nicht wenig überfordert zu sein.

Sieht man aber von dieser weitergehenden Forderung des Herrn Dr. Merton einmal ab, so lassen sich auch gegen den Nutzen der kaufmännischen Lehre selbst als Voraussetzung für das Studium der Betriebswirtschaftslehre eine Reihe sehr gewichtiger Argumente anführen. Wenn auch heute der „Stift“, der für den „Chef“ das Frühstück einzukaufen hat, zur Ausnahme geworden ist, so wird der Wert der kaufmännischen Lehrzeit in der Gegenwart von einer ganz anderen Seite erheblich beeinträchtigt. Die im Zuge der stark fortschreitenden Industrialisierung ständig zunehmende Technisierung des Wirtschaftsprozesses und Aufblähung der Verwaltung, der Trend zum Massenbetrieb, verhindert in wachsendem Maße eine umfassende Ausbildung des Lehrlings. Früher von einem bzw. nur sehr wenigen kaufmännischen Angestellten wahrgenommene Aufgaben werden heute in einer Vielzahl von Abteilungen erledigt, die zudem überwiegend mit den neuesten Errungenschaften der Bürotechnik ausgestattet sind. Der Lehrling sieht sich heute häufig mit einer Arbeit betraut, die nur einen kleinen Bruchteil des gesamten Vorgangs beinhaltet, die es ihm nicht erlaubt, die wirtschaftlichen und geschäftlichen Zusammenhänge zu erkennen. Nicht zuletzt verdeckt die Maschine das Erkenntnisobjekt.

Die Verbindung zum Lehrherrn ist — und dies ist die natürliche Folge des Großbetriebes — in der Mehrzahl der Fälle nicht mehr vorhanden. Der Lehrling wird meistens nicht mehr „ausgebildet“, sondern nur noch „beschäftigt“ (wobei es dem Verfasser durchaus bekannt ist, daß es heute noch eine — leider jedoch nur sehr geringe — Anzahl von Großbetrieben gibt, denen eine gute Lehrlingsausbildung ein besonderes Anliegen ist). Wie aber soll der Lehrling unter diesen Verhältnissen eine nähere Beziehung zu „seiner“ Firma finden?

Für den Aspiranten des betriebswirtschaftlichen Studiums ist die zweijährige kaufmännische Lehrzeit zu einem großen Teil nutzlos verbrachte Zeit. Seine künftige Berufsaufgabe soll schließ-

lich nicht die beispielsweise eines perfekten „Wechseldiskontierers“ sein. Die wesentlichen Dinge des kaufmännischen Berufes lassen sich in kürzerer Frist erlernen. Die in den Prüfungsordnungen der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten vorgesehenen Praktiken (1/2 bzw. 1 Jahr) sind zeitlich durchaus ausreichend. Wesentlich wäre nur, daß eine zusammenhängende praktische Tätigkeit vor Beginn des Studiums verlangt würde. Um den Betriebswirtschaftsstudenten ständig mit den praktischen Fragen in Verbindung zu halten, halten, wäre es erforderlich, daß dem mehr theoretischen Studium ein gewisser praktischer Unterbau eingefügt würde. Es sollten erfahrene und berufene Praktiker (Bankdirektoren, Industrieprokuristen, Verkaufsleiter, Wirtschaftsjournalisten, Verbandsgeschäftsführer u. a.) für eine Mitarbeit an der Universität gewonnen werden. Ich glaube nicht zuviel zu sagen, wenn ich davon ausgehe, daß sich hierfür genügend Persönlichkeiten finden würden. In den naturwissenschaftlichen Disziplinen ist es bereits seit langem gang und gäbe, daß hervorragende Praktiker ihre Erkenntnisse und Erfahrungen den Studierenden in Form von Vorlesungen und Übungen vermitteln. In den wirtschaftswissenschaftlichen Disziplinen hätte eine solche Erfahrungsvermittlung im Rahmen von sogenannten Kolloquien bzw. Arbeitsgemeinschaften zu erfolgen, in denen durchaus auch die elementarsten kaufmännischen Grundübungen gepflogen werden könnten. (Vielsprechende Ansätze hierzu sind bereits bei einer Reihe von Fakultäten vorhanden, so unterhält die Berliner wirtschaftswissenschaftliche Fakultät z. B. eine eigene Lochkartenzentrale.) Innerhalb eines solchen Kolloquiums könnten sich schon die besten Verbindungen zwischen den Studierenden und der Praxis anbahnen. Den Studenten wäre die Berufswahl erheblich erleichtert und den im Beruf stehenden Wirtschaftlern eine ausgezeichnete Möglichkeit zur Auswahl ihrer Mitarbeiter und künftigen Nachfolger gegeben.

Wieviele Betriebe haben eine solche Möglichkeit im Rahmen ihrer Lehrlingsausbildung? Haben die Leute der Wirtschaft in der Universität ihnen zusagende Nachwuchskräfte gefunden, so können sie diese nach bestandenen Examen immer noch im Rahmen einer vielleicht einjährigen Volontärzeit mit den Eigenheiten ihres Unternehmens vertraut machen. Zahlreiche Großfirmen, wie beispielsweise die Großbanken, haben auf diesem Gebiet sehr nützliche Erfahrungen sammeln und gute Erfolge erzielen können. Es scheint mir also zeitlich rationaler und praktisch zweckmäßiger zu sein, die Praxis mehr in die Universität hineinzutragen, als Universitätsausbildung und praktische Lehrzeit nebeneinander und unberührt voneinander laufen zu lassen.

Diplom-Volkswirt Peter Götz

Entscheidung des eigenen Gewissens

Fortsetzung von Seite 4.

Das ist auch der Grund, weshalb wir — die westdeutschen Studentenzeitungen DISKUS, profil und Studentenkurier — zu dem ersten uns vom Forum zugeleiteten, jetzt bei uns veröffentlichten Diskussionsbeitrag nicht mit einer hochförmlichen, exakt formulierten Darlegung unseres Standpunktes zur Wehrpflicht aufwarten können. Die Linie unserer Reaktionen, die Auffassung der beteiligten Redakteure sind kaum auf einen Nenner zu bringen, eben weil es hier im Grunde um höchst persönliche Gewissensentscheidungen geht. Meine Kollegen haben mir die Antwort an das Forum übertragen. Nicht, weil sie meine Auffassung in allem teilen, sondern weil sie darauf vertrauen, daß ich mich bemühe, unseren Kommilitonen in der DDR, die das Forum lesen, ein möglichst objektives Bild davon zu geben, was uns alle bei der Diskussion über die Wehrpflicht bewegt.

In einem Punkt sind wir uns jedoch vollkommen einig: Auf keinen Fall wird es in Westdeutschland wieder eine Wehrmacht alten Stils geben, deren Schattenseiten wir ausgekostet haben. Wir wollen die Geister der Vergangenheit, Scharnhorst, Gneisenau, Hindenburg und Hitler in ihren Gräbern lassen. Es ist des-



95 Pf. und DM 1,50, mit Lecithin DM 1,80 — In Apotheken und Drogerien

halb wichtig, daß gerade die Gegner von Wiederbewaffnung und Wehrpflicht, deren Ansicht die Mehrheit der demokratisch legitimen Volksvertretung der Bundesrepublik nicht gefolgt ist, jetzt keine Saalkampf- und Barrikadenromantik betreiben. Vor allem die parlamentarische Opposition hat die wichtige Aufgabe, dafür zu sorgen, daß die Wehrmacht, die sie lieber gar nicht gesehen hätte, in Aufbau und Haltung unserem demokratischen Staatswesen entspricht. Unabhängig von jeder parteipolitischen Einstellung scheint mir das die wichtigste politische Aufgabe unserer Jungakademiker zu sein.

Udo Kollatz

Wirtschafts-Lexikon

herausgegeben von Dr. R. Sellien und Dr. H. Sellien unter Mitwirkung von führenden Fachleuten aus Wirtschaftswissenschaft und -praxis, 1. Band A—K 1736 Spalten (868 Seiten) in Lexikonformat, 1956. Preis: Ganzleinen 49,— DM, Halbleder 56,— DM, Betriebswirtschaftlicher Verlag Dr. Th. Gabler, Wiesbaden.

Nachdem der Betriebswirtschaftliche Verlag Dr. Th. Gabler, Wiesbaden, erst vor wenigen Jahren das heute weithin bekannte „Banklexikon“ herausgebracht hat, legt er nunmehr ein Wörterbuch vor, das versucht, die gesamte Begriffswelt des Wirtschaftslebens (15 000 Fachwörter!) dem Studierenden, dem im Beruf stehenden Praktiker wie auch dem wirtschaftlichen Laien in kurzen prägnanten Erläuterungen nahezubringen. Das Werk zeichnet sich aus durch die Vielzahl der erfaßten Spezialausdrücke, in der auch die neuesten Begriffsbildungen berücksichtigt sind (wie z. B. Familienausgleichskasse, Diplom-Sozialwirt, Bundesamt der gewerblichen Wirtschaft), durch ein fein ausgebildetes Hinweissystem sowie durch eingehende Abhandlungen über die besonders wichtigen Begriffe. Starkes Gewicht liegt auf der Darstellung des betrieblichen Rechnungswesens, während die Behandlung der volkswirtschaftlichen Probleme etwas mehr im Hintergrund

Ihr ganzer Stolz



sind diese beiden:

der BBC-Elektroherd und der BBC-Kühlschrank.

Mit ihnen macht die Küchenarbeit Freude.

Alles schmeckt viel besser, denn elektrisches

Kochen und Kühlen öffnet neue Wege zu einer gesünderen, neuzeitlichen Ernährungsweise.

Dürfen wir Ihnen Prospekte unserer neuen

Kühlschrank- und Herdmodelle zusenden?

BBC BROWN, BOVERI & CIE. AG., MANNHEIM

Büro Frankfurt am Main · Weserstraße 26

steht. Das jedem Wörterbuch eigentümliche Streben nach größtmöglicher Vollständigkeit blieb naturgemäß nicht immer ohne Einfluß auf die Vollkommenheit der Darstellung. So wäre — um nur einige Beispiele zu nennen — bei der Besprechung des Terminus „Konsortialgeschäfte“ unbedingt auch das Kreditgeschäft zu erwähnen, bei der Erläuterung der Börsenumsatzsteuer ein Hinweis auf den halbierten Steuersatz für die im Ausland unter Beteiligung eines Inländers abgeschlossenen Anschaffungs-geschäfte am Platze gewesen. Die Bestimmung des Fachausschusses „Haushaltsjahr“ ist zu speziell gehalten. Nicht bei allen öffentlichen Haushalten läuft dieses vom 1. April eines jeden Jahres bis zum 31. März des jeweils folgenden Jahres (die Bundespost z. B. hat bekanntlich vor kurzem das Kalenderjahr als Haushaltsjahr eingeführt). Bei der Erläuterung des Kapitalmarkt-förderungsgesetzes wurde fälschlicherweise behauptet, daß der Kapitalzins nicht freigegeben worden sei. Andererseits bleiben auch Begriffe wie income-consumption function, Haavelmo-Theorem, Franckensteinsche Klausel, Kassenverein, Jungschein und Deckungsgrad unerwähnt.

Es ist anzunehmen, daß der Verlag noch vielerlei Anregungen für die Vervollkommnung der nachfolgenden Auflagen erhalten wird. Wir hoffen, daß dem unlängst erschienenen ersten Band (rd. 7000 Stichworte aus dem Buchstabenkreis A—K) der zweite Band (L—Z) bald folgen wird.

Peter Götz

Hochschulnachrichten

Frankfurt

An der Johann Wolfgang Goethe-Universität wurde bei der Neuwahl des Rektors der Professor für Römisches Recht, Bürgerliches Recht und Rechtsphilosophie Dr. iur. Helmut Coing, für das Rektoratsjahr 1956/57 wiedergewählt. Prorektor bleibt damit Prof. Dr. rer. pol. Fritz Neumarck. Die Wahl bedarf noch der Bestätigung durch den Hessischen Minister für Erziehung und Volksbildung.

Zu Dekanen für das Rektoratsjahr 1956/57 wurden gewählt:

Rechtswissenschaftliche Fakultät:

Prof. Dr. iur. Dr. phil. Wolfgang Preiser

Medizinische Fakultät:

Prof. Dr. med. Peter Holtz

Philosophische Fakultät:

Prof. Dr. phil. Hermann Strasburger

Naturwissenschaftliche Fakultät:

Prof. Dr. phil. Ratje Mütge

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät:

Prof. Dr. rer. pol. Hans Möller

Gießen

Zum Rektor der Justus-Liebig-Hochschule wurde für das Rektoratsjahr 1956/57 Prof. Dr. Hungerland wiedergewählt.

Schweden: Eine Geldsammlung zugunsten der an der südafrikanischen Universität Witwatersrand durch Rassendiskriminierung benachteiligten Medizinstudenten veranstaltet das schwedische Internationale Akademikerkomitee (SIK). Mit dieser Maßnahme will SIAK gegen die Benachteiligung farbiger Studenten an den südafrikanischen Universitäten protestieren.

Holland: 13 Stipendien für Flüchtlingstudenten in Deutschland hat der Asyl-Fonds der holländischen Universitäten zur Verfügung gestellt. Zehn der Stipendien sind für gesunde und drei für tbc-krankte Studenten bestimmt.

Schottland: Einen Propagandafeldzug für die Wiedereinführung der traditionellen roten Toga haben die Studenten der Universität Edinburgh begonnen. Diese Toga stellt ein Charakteristikum der schottischen Universitäten dar, muß jedoch zur Zeit nur an der St. Andrews-Universität obligatorisch zu Vorlesungen und Prüfungen getragen werden. In Aberdeen ist den Studenten das Tragen des roten Gewandes freigestellt; es wird jedoch fast nur von Studenten der philosophischen Fakultät angelegt. In Glasgow gar kann man nur wenige besonders Mutige darin sehen. Bisher ist die Aktion der Edinburgher Studentenschaft erfolgreich verlaufen. Der Rektor ihrer Universität hat ihnen seine volle Unterstützung zugesagt.



Sporthaus Schuster
München 2 · Rosenstraße 6



LYRISCHE ERFOLGE

DES AUTORENWETTBEWERBS

Letztes Blatt

Alter Himmel,
wie ein Greis gebeugt.
Weißsträhniges Haar
über düstrier Brau'.

Finger knochengrau
leeres Geäst.
Der Klage
irrenden Winds
erbarmen die Grobglieder sich,

blindsaurige Träne
schwelt herab
letztes Blatt.

Fritz Pratz

Magerer Hund

So ein für alle Mal
erstarrt im Tor und ein-
gemauert in den Harz
des Tags

Das Kinn auf Stein
Fremdling auch da gepreßt

So Säule stumpf aus Zeit
verglaset auf den Kamm
von schwarzer Magerkeit

Dies geht nicht unsern Gang
dies nimmt das Wort uns nicht
von Lippen
dies trägt sein
Leid mit anderem Gesicht

Thomas Rolandt



Zeichnungen: Ch. Loch

Weißwimprig blinzelt Tag

Hunde bellen
schleimig
vom Mond.
In Schmieden unablässig
dengeln sie
vor roten Feuern.

Hände sinken
in den Muff
der Ruchwärme im Stall,
ich lehn' noch
an den Graubalken
der Frühe.

Der Brunnen schnauft,
fadensilbriges Wasser
im Trog.

Weißwimprig
blinzelt Tag, Gesichtern zu,
ändern, die gehör'n nicht mehr
zu ihren Stimmen,
flattern.

Lichter stumpf.
Ihre Lachen
trocknen aus, Zeit
flutet
schwemmt mich mit sich fort.

Fritz Pratz

A man may see how this world goes with no eyes

Shakespeare

aus seinem Wahnsinn plaudert sanft King Lear
Landschaften aus der Wirrnis,
wo Schlaf die Zunge lähmt.

Der Sonne untertan die Schatten längs
der Hügel tanzend.

Worte sind Laub im Herbst
Brüder im Nordwind
mit den Schwänen verschwistert.

In seine Einsamkeit bricht
dumpf der Frost.
King Lear löscht seine Augen.

die Winde schlafen tief in Nebeln Englands;
noch quält die Krone Lear,
und satt an Träumen
satt an Blau
Kopfschwerenot
im Hungermeer,
und an den Waffen wächst der Rost.
Über London düstern die Tage
und Rosen fallen rot vom Mauergrau.

Herbert Heckmann

Verheerend.
Wehendes Blut. Honigsüßer. Mähende.
Wunde.
Kochen. Stöhnende, wie Gänse fliehen.
Hunde.
Stürme sind geschlachtet.
Einsam.
im Sande drüberhin. grenzenlos.
nein.
Märchen
blutige Hennen der Königin.
Die Boote glühen. Wälder. Zitrone.
Sturm.
o ihr rasenden Äster, Felder, Wild:
In Tränen dein Mund in Tränen vor dir
und komme nicht mehr. Striche.

Wolfram Menzel

